



Dossier: Landwirtschaft in Afrika  
Seiten 9 – 11

Hungriger Kontinent

## Täterinnen

Liberia: Frauen kämpfen im Bürgerkrieg

Seite 4

## Brückenschlag

Bei den Opiumbauern in Afghanistan

Seite 7

## Mehr Kinder?

Wie viele Menschen verträgt die Erde?

Kontrovers auf Seite 12

Abwander: Deutsche Welthungerhilfe e. V., Adenauerallee 134, 53113 Bonn

## Editorial

### EU in der Verantwortung

Allmählich verändert die Europäische Union ihr Dasein als „ökonomischer Riese und politischer Zwerg“. Als global player hat die EU die Möglichkeit und das Mandat, eine Alternative zu einer unilateralen Weltordnung zu entwickeln. Wir wünschen uns die veränderte Rolle unter der Leitidee: ein verantwortungsbewusstes Europa in der Welt. Gerade die Entwicklungspolitik der EU wird in der ganzen Welt anerkannt, mehr als die Hälfte der weltweiten Hilfe stammt aus Europa. Deshalb darf sie keinesfalls auf dem Altar der gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik geopfert oder der Außenhandelspolitik untergeordnet werden. Europas Bürger haben dazu eine klare Meinung: 70 Prozent sind der Auffassung, die EU solle zur Überwindung der weltweiten Armut beitragen.

Dem gerade mit beschämend niedriger Beteiligung neu gewählten Europäischen Parlament kommt bei der Umsetzung dieses Bürgerwillens eine wichtige Aufgabe zu. Die Deutsche Welthungerhilfe und viele weitere europäische Hilfsorganisationen hatten den Europaparlamentariern für diese Amtszeit einige Wünsche mit auf den Weg gegeben:

- Entwicklungspolitik soll ein eigenständiges Politikfeld mit einem durchsetzungsfähigen Kommissar bleiben, der volles Stimmrecht in der Kommission hat.
- Die EU soll sich erneut dazu bekennen, dass die Überwindung der weltweiten Armut das Hauptziel ihrer Entwicklungspolitik ist und dies dadurch unterstreichen, dass im EU-Haushalt und in der langfristigen Finanzplanung ein eigenständiger Entwicklungshaushalt ausgewiesen wird.
- Langfristige Hilfe wie auch Not- und Katastrophenhilfe muss sich an den Bedürfnissen der Empfänger, nicht an strategischen oder geopolitischen Interessen der EU orientieren.
- Außenhandel und Agrarpolitik dürfen nicht das Ziel konterkarieren, die Armut zu überwinden.

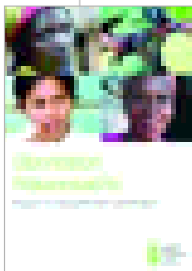
Diese Wünsche umzusetzen, wird nicht ohne Konflikte möglich sein. Doch es wäre ein Beitrag zu einem verantwortungsbewussten Europa in der Welt. Einem Europa, das ein glaubwürdiger und respektierter Partner für die Entwicklungsländer ist.

## Neue Medien



Frauen werden immer stärker zur Zielscheibe in bewaffneten Auseinandersetzungen und tragen die Hauptlast für das Überleben der Schwächeren in ihrer Gesellschaft. Geht es um die Entscheidung über Frieden und Wiederaufbau, haben sie über Nacht meist keine Stimme mehr. Seit langem unterstützt die Welthungerhilfe Frauen und Mädchen in und nach bewaffneten Konflikten: zum Beispiel mit Nahrungsmitteln, landwirtschaftlicher Beratung und Trainings zur Konfliktprävention.

Im Rahmen unserer Kampagne „Überleben: Frauensache“ können Interessierte ab sofort einen Kurzfilm über die Arbeit der DWHH in Angola, Sri Lanka, Afghanistan und Kolumbien ausleihen. Dazu gibt es eine Broschüre mit Hintergrundinfos, Lebensgeschichten und Projektbeispielen (siehe Abbildung). Beides ist zu bestellen bei Deutsche Welthungerhilfe, Zentrale Information, Adenauerallee 134, 53113 Bonn, Tel. 0228-22 88 134, info@welthungerhilfe.de



Verkehrschau neben einem Markt in Benin. Überall in Afrika hemmen marode Verkehrswege und schlechte Infrastruktur Handel und Entwicklung.

# Treibstoff für das Wachstum

Neue Studie: Regionaler Handel könnte Afrika helfen / Von Alexandra Burmann und Uli Post

Handel hilft. Das behaupten nicht nur Freihandelsideologen der Welthandelsorganisation, sondern auch Historiker, die sich mit der Wirtschaftsgeschichte der Industrieländer befasst haben. Handel hilft vor allem, wenn er zunächst innerhalb einer Region stattfindet. Siehe die Europäische Union: Vor der jüngsten Erweiterung gingen fast zwei Drittel der Exporte der Mitglieder in andere EU-Länder.

Eine „Wachstumsmaschine“ könne regionaler Handel auch für Afrika sein, sagte Ende Mai K.Y. Amoako, Chef der UN-Wirtschaftskommission für Afrika. Doch die Maschine läuft nicht rund. Zwar gibt es auf keinem Kontinent so viele regionale Integrationsabkommen, dennoch hinkt Afrika beim intraregionalen Handel hinterher. Gerade mal acht Prozent der Exporte afrikanischer Länder bleiben auf dem Kontinent.

Dabei gibt es – zumindest auf den ersten Blick – starke Argumente für einen Ausbau der regionalen Wirtschaftszusammenarbeit in Afrika. Kleinere Binnenmärkte würden größer und damit attraktivere Absatzgebiete für Unternehmen. Die räumliche Nähe ließe die Transportkosten sinken, und die Konsumgewohnheiten ähneln sich ohnehin in Nachbarländern. Warum tut sich Afrika dennoch mit dem regionalen Handel so schwer? Einige Antworten auf diese Frage gibt eine Studie\*, die die Deutsche Welthungerhilfe jetzt veröffentlicht hat.

### Schlechte Straßen und Korruption

Eine ganz wesentliche Rolle spielt demnach die schlechte Infrastruktur. Das Verkehrsnetz ist schwach entwickelt und schlecht instand gehalten; auch heute noch ist es auf die Beziehungen zu den ehemaligen Kolonialmächten ausgerichtet. Das macht den Handel mit Nachbarländern oft zu einem nicht kalkulierbaren Abenteuer. Potenzielle Exporteure schecken vor der politischen Instabilität in vielen Ländern zurück. Außerdem muss vielerorts das Abfertigungstempo an den Zollstellen mit „Geldgeschenken“ beschleunigt werden. Ein weiteres Problem: die komplizierte und nicht harmonisierte Zollabfertigung. Werden Waren aus Mali zu

den Häfen von Lomé oder Abidjan verfrachtet, geht ein Drittel der gesamten Transportzeit für die Zollabfertigung drauf.

Auch Angebotsengpässe lähmen den innerafrikanischen Handel. Es fehlt die Kapazität, Waren in gleicher Qualität und Quantität über einen bestimmten Zeitraum liefern zu können. Viele – vor allem weiterverarbeitete – Produkte werden gar nicht auf dem Kontinent hergestellt. Wen wundert's, dass der Blick vieler Händler sich gen Europa, Asien oder Amerika richtet?

### Verkäufer sucht Kunde

Trotz aller Probleme: Das Potenzial für den Handel unter Nachbarn ist auch in Afrika beträchtlich. Noch fehlen häufig Institutionen, die Händler durch Kredite und Versicherungsleistungen, Marketing- und Vertriebsstrainings unterstützen. Laut Osvaldo Agatiello, Experte für Süd-Süd-Handel am International Trade Centre (ITC) in Genf, wissen Anbieter und Kaufinteressierte meist gar nichts voneinander.

Bevor wir jedoch mit dem Finger auf Afrika zeigen, müssen wir uns an die eigene Nase fassen: Exportsubventionen machen manche Waren aus Industrieländern so billig, dass Produzenten in afrikanischen Ländern nicht mithalten können. Oft genug handelt es sich dabei um Waren, die ohne Subventionen in den reichen Ländern gar nicht wettbewerbsfähig wären.

Auch die Zölle in europäischen Ländern, seit der Unabhängigkeit die wichtigsten Märkte für afrikanische Exporte, beeinflussen indirekt den innerafrikanischen Handel. Besonders problematisch ist die so genannte Zolleskalation: Je weiter ein Produkt verarbeitet ist, desto höher ist der Zoll. Das hat Afrika zu einem Rohstofflieferanten für Industrieländer gemacht. Doch eine wichtige Voraussetzung für den innerafrikanischen Handel ist eine vielseitige Produktlandschaft. Die hat der Kontinent derzeit noch nicht zu bieten.

Regionaler Handel ist sicherlich das Ergebnis von wirtschaftlicher Entwicklung. Andererseits gehen von einem verstärkten Handel auch wirtschaftliche Impulse aus. Sie könnten der Treibstoff sein, damit die „Wachstumsmaschine“ in Afrika endlich anspringt.

Alexandra Burmann und Uli Post sind Mitarbeiter der Welthungerhilfe.

\*Die Studie „Regionaler Handel in Afrika“, Bonn, Juni 2004, zu beziehen unter info@welthungerhilfe.de oder als Download im Internet unter www.welthungerhilfe.de

## Zurück von der Reise

## Die grausamen „Krieger des Herrn“

DWHH-Generalsekretär Hans-Joachim Preuß war in Nord-Uganda



**Erste Mienen:** Hans-Joachim Preuß (rechts im Bild) informiert sich über die Lage der 70.000 Flüchtlinge in Kalongo.

Sie gilt als eine der brutalsten Rebellengruppen der Welt: die „Widerstandarmee des Herrn“ (LRA). Ihre Kämpfer schrecken nicht davor zurück, Männer, Frauen und Kinder brutal zu verstümmeln. Hans-Joachim Preuß, Generalsekretär der Deutschen Welthungerhilfe, hat Flüchtlingscamps in Norduganda besucht, in die sich Menschen vor LRA-Überfällen geflüchtet haben: „Ich habe dort viele Menschen mit abgeschnittenen Ohren und Lippen gesehen.“ Einige litten unter schweren Verbrennungen, manchen waren Hände oder Füße abgehackt worden. „Rebellenchef Joseph Kony beschuldigt diese Menschen der Kollaboration mit der Regierung“, erläutert Preuß. „Ein fadenscheiniger Vorwand, um das eigene Terrorregime zu rechtfertigen.“

## Zum Töten gezwungen

Die LRA bekämpft die Regierung von Präsident Yoweri Museveni seit vielen Jahren. Angeblich will sie einen Staat nach den Zehn Geboten Gottes etablieren – aber in der Realität hat sie kein politisches Programm, sondern verbreitet nur Angst und Schrecken. „Man schätzt, dass in der gesamten Region mehr als 1,5 Millionen Menschen vertrieben wurden oder auf der Flucht sind“, meint Preuß. Der Agrarwissenschaftler hat das Flüchtlingslager Kalongo besucht, wo rund 70.000 Menschen leben. Besonders bewegt hat Preuß die Begegnung mit der 14-jährigen Vicky, die selbst von Kony-Rebellen zum Töten gezwungen worden war. Die LRA rekrutiert ihre Kämpfer vor allem unter den Kindern der Region. Tausende von Jungen und Mädchen hat sie

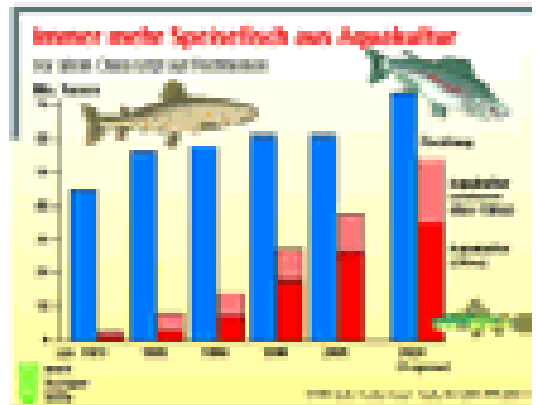
schon entführt und zu Rebellen ausgebildet. Mädchen werden oft von den Rebellen sexuell missbraucht.

Vickys Geschichte zeigt, wie perfide der Rebellenführer Kony die Kindersoldaten gefügig macht: mit Angst. „Kony behauptet, Gedanken lesen zu können“, berichtete das Mädchen dem Besucher aus Deutschland. Eines Tages kam Kony zur Schlafstelle von Vicky und anderen Jungen und Mädchen. Kony sagte ihnen, er habe in den Gedanken von zwei Jungen gelesen, sie wollten fliehen. Die anderen Kinder wurden daraufhin gezwungen, sie zu töten. So werden aus den minderjährigen Opfern auch Täter. „Sie leben dann in ständiger Angst, das Falsche zu denken“, sagt Preuß, „eine permanente Gehirnwäsche“. Vicky konnte schließlich entkommen. In einem Flüchtlingslager wurde sie später bei einem LRA-Angriff selbst schwer verwundet und ist seither von der Brust abwärts gelähmt.

## Es droht eine Hungersnot

Die ugandische Regierung will die LRA militärisch besiegen. Doch Preuß misstraut den Ankündigungen Präsident Musevenis. „In dieser offenen Savanne müssten die Bewegungen der Rebellen eigentlich aufzuspüren sein“. Der Generalsekretär hat den Verdacht, dass es der Regierung nicht ungelegen kommt, wenn das Volk der Acholi in einen Konflikt verwickelt ist und damit nicht aufbegehren kann. Die Menschen im Norden stünden der Regierung im Süden eher kritisch gegenüber.

Preuß hält es für immer dringlicher, dass die Flüchtlinge Hilfe erhalten. „Wenn sie vor Beginn der Regenzeit nicht in ihre Dörfer zurückkehren können, um die Felder zu bestellen, droht in wenigen Monaten eine Hungersnot.“ Schon jetzt sei die Lage in den Lagern katastrophal. Die Flüchtlinge lebten auf engstem Raum. Es gebe keine Toiletten und oft nicht genug zu essen. Die Welthungerhilfe verteilt Lebensmittel, außerdem werden Brunnen und Latrinen gebaut. Wirkliche Hilfe kann aber nur ein Ende des Konfliktes bringen, meint Preuß. Die internationalen Geber müssten daher mehr Druck auf die Regierung ausüben, endlich zu einer Lösung zu kommen.



## Fischbestand im offenen Meer überfischt

Kein Bereich der Nahrungsmittelproduktion wächst so stürmisch wie die Aquakultur. Seit Mitte der 70er Jahre haben sich die Erträge von Fischfarmen mehr als verzehnfacht.

Jährliche Steigerungsraten von über neun Prozent registriert die UN-Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation FAO. Der Fischfang auf offener See stagniert dagegen. Weltweit gelten bereits mehr als die Hälfte aller Speisefischbestände als überfischt. Einst häufige Arten wie Kabeljau, Dorsch und sogar Thunfisch sind vielerorts ernsthaft bedroht.

## Fischfarmen schaffen Arbeitsplätze

Die FAO setzt große Hoffnungen in die Aquakultur – also die Fischzucht in Fischfarmen. Mit sinkenden Preisen für Zuchtfische könnten die Fischfarmen im Kampf gegen den Hunger helfen. Zumindest in dicht besiedelten küstennahen Regionen profitieren auch ärmere Bevölkerungsgruppen vom steigenden Eiweißangebot aus Aquakultur. Zudem sorgt die Aquakultur für Millionen Arbeitsplätze – direkt in den Farmen, in der Weiterverarbeitung und bei den Zulieferern. In China, dem Weltmarktführer, bietet die Branche rund vier Millionen Vollzeit-Arbeitsplätze. In Vietnam arbeiten gut 700.000 Menschen in Fisch- und Shrimpsfarmen. Ihr durchschnittliches Haus-

haltseinkommen liegt bei über 1000 Dollar jährlich – weit höher als in der Landwirtschaft.

Doch es gibt auch Probleme. Die wachsende Umweltverschmutzung etwa. Süßwasserfarmen verbrauchen knappe Wasser- und Bodenressourcen. Gefüttert wird oft mit Fischmehl und kleineren Fischen, was die Wildfischbestände belastet. Riesige Aquakultur-Anlagen verdrängen wilde Fischbestände aus küstennahen Gewässern. Dazu kommt ein Problem, das man aus der Massentierhaltung kennt: der Einsatz großer Mengen Antibiotika und anderer Chemikalien.

## Falsche Subventionen der Europäischen Union

Andererseits erwarten Experten, dass die Ausweitung der Fischzucht längerfristig zu sinkenden Fischpreisen führt und so den Hochseefischfang weniger attraktiv macht. Davon könnten dann gefährdete Fischbestände profitieren. Das würde freilich nur funktionieren, wenn die Industrieländer ihre Subventionen für die Fangflotten verringern. Derzeit geschieht eher das Gegenteil. Allein die Europäische Union steckt jährlich rund eininhalb Milliarden Euro in die Ausweitung des Fischfangs, statt mit dem Geld zum Beispiel umweltverträgliche Fangtechniken zu unterstützen oder Überkapazitäten abzubauen.

## Neues aus aller Welt

## Ureinwohner: weltweit Armut halbieren

Coimbatore, Südindien, März 2004: 70 Vertreter indigener Bevölkerungsgruppen fordern ihre Regierungen auf, die Zahl der Armen unter den indigenen Völkern bis 2015 zu halbieren. Rund ein Viertel der etwa 1,2 Milliarden absolut Armen in der Welt gehören indigenen Gruppen an.

Der Appell ist das Ergebnis einer internationalen Konferenz in Coimbatore, die von der Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie und dem UN-Fonds für Agrarentwicklung (IFAD) initiiert wurde. Zur Konferenz kamen Regierungsvertreter aus Deutschland, Indien, Bhutan und Sri Lanka und Vertreter zahlreicher Nichtregierungsorganisationen, darunter auch der Welthungerhilfe.

In der „Mankarai Declaration“ wurden die Empfehlungen der Konferenz für Regierungen und internationale Organisationen zusammengefasst. Sie sollen in Foren der Vereinten Nationen eingebracht werden. Infos im Internet: [www.kkstiftung.de/aktuell/mankarai-declaration.pdf](http://www.kkstiftung.de/aktuell/mankarai-declaration.pdf).



**Klar:** Schule ist besser als Kinderarbeit!

## Gemeinsame Kampagne gegen Kinderarbeit

März 2004, Brüssel: Erstmals treffen sich Vertreter der Kampagne „Stopp Kinderarbeit! Schule ist der beste Arbeitsplatz!“ mit EU-Mitarbeitern, darunter auch EU-Kommissar Chris Patten. Organisiert wird die Kampagne von der Alliance2015, einem Verbund europäischer Hilfsorganisationen, dem auch die DWHH angehört. Ziel ist es, bis

zum Jahr 2015 allen Kindern den Zugang zu staatlicher Grundbildung zu ermöglichen.

Shantha Sinha ist Vorsitzende der DWHH-Partnerorganisation MV-Foundation. Sie hat diese Kampagne in mehreren indischen Bundesstaaten initiiert. Nach ihrer Ansicht betrachten EU-Institutionen Kinderarbeit und Grundbildung als getrennte Themen. So verfolge die EU keine klare Politik, um Kinderarbeit

abzuschaffen. Die Kampagne hat Empfehlungen an die EU und an die Bundesregierung ausgesprochen. Europäische Nichtregierungsorganisationen vereinbarten eine engere Zusammenarbeit.

## Ehrung, zum Ersten: Unsere Projektpartner

Für ihr Engagement erhielt die Gründerin der Frauenorganisation AMOR in Kolumbien, Beatriz Montoya, im März die Goldene Medaille der Provinzregierung von Antioquia. Sie ist leitende Mitarbeiterin bei Conciudadania, einer Partnerin der Deutschen Welthungerhilfe, die sich vor allem der Konfliktbewältigung und Friedenserziehung in dem vom Bürgerkrieg zerrütteten Land widmet.

In Burkina Faso wurde Oscar Sawadogo, Direktor der Entwicklungsorganisation Zood Nooma, mit dem „Ritterverdienstorden“ ausgezeichnet. Der Orden wird vom Präsidenten des Landes vergeben und ehrt Sawadogos außerordentliches Engagement für eine nachhaltige Entwicklung in der Region Kongoussi. Die Deutsche Welthungerhilfe unterstützt ihre Partnerin Zood Noma seit 1994, vor allem in

ländlichen Entwicklungsprojekten, bei der AIDS-Prävention und bei Einkommen schaffenden Maßnahmen für Frauen.

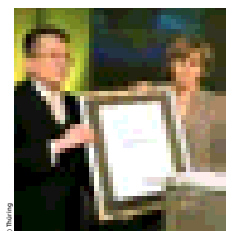
Den internationalen Tyler-Preis für besondere Umweltleistungen erhält in diesem Jahr unter anderem das indische „Barefoot College“ in Rajasthan, ebenfalls eine Partnerorganisation der DWHH. Den Preis erhält das College für seine Pionierarbeit zur Verbesserung der Umwelt und der Lebensqualität für die arme Landbevölkerung. Die Organisation entwickelt und verbreitet umweltfreundliche Techniken bei der Trinkwasser- und Energieversorgung, indem sie Sonnenenergie und Regenwasser nutzbar macht. Sie entwickelt neue Formen der öffentlichen Gesundheitsvorsorge und betreibt Ausbildungsstätten.

## Ehrung, zum Zweiten: Ingeborg Schäuble

3. April, Festhalle Landau: Für ihr Engagement gegen Armut und Hunger in der Welt erhält Ingeborg Schäuble im Rahmen der 10. Hans-Rosenthal-Gala den Hans-Rosenthal-Preis. Den mit 10.000 Euro dotierten Preis spen-

det die Vorstandsvorsitzende der Deutschen Welthungerhilfe an Frauengruppen in Ruanda, die Brachland urbar machen. Viele dieser Frauen haben ihren Mann im Bürgerkrieg verloren und ziehen ihre Kinder alleine groß.

Der Preis geht auf den 1987 verstorbenen Quizmaster und TV-Moderator Hans Rosenthal zurück. Rosenthal verdankte sein Überleben im Holocaust dem Mut zweier ihm fast unbekannter Frauen. Mit dem Ehrenpreis werden Personen ausgezeichnet, die sich in besonderer Weise für Menschen in Not einsetzen.



**Ehrung in der Festhalle Landau:** Gala-Organisator Patrick Weiß überreicht die Urkunde an Ingeborg Schäuble.



# Wenn der Wald verschwindet

Peru: Im Amazonasgebiet kämpfen die Asháninka ums Überleben / Von Rolf Schröder

Sie lebten friedlich als Jäger, Sammler und Bauern im Urwald. Dann kamen Siedler und Kaffeeproduzenten und rodeten den Wald. Wild und Bäume verschwanden. Nun kopierten die Asháninka das, was Siedler ihnen vorführten: Sie bauten Monokulturen an. Doch heute bewirtschaften sie das Land wieder wie früher.

**M**arcos Luna ist stolz auf seine Mahagonibäume. Die zarten Pflanzen, von denen er kürzlich ein halbes Dutzend gesetzt hat, reichen ihm gerade bis zur Brust. Aber sie sollen einmal zu richtigen Tropenriesen heranwachsen. „Damit hinterlasse ich etwas für meine Kinder und Enkel. Sie können das Holz verkaufen oder sich daraus Möbel bauen. Es sind Bäume für unsere Zukunft!“ Marcos ist 21 Jahre alt, hat eine kleine Tochter und lebt in Milagro, einer 30 Familien starken Gemeinde von Asháninka-Indianern im peruanischen Amazonasgebiet. Marcos weiß nicht, wie teuer Mahagoni wirklich ist. In Deutschland kostet das Holz eines ausgewachsenen Baumes etwa 10.000 Euro. Marcos bekäme in Milagro gerade ein Hundertstel davon.

## Plantagen bis zum Horizont

Bis heute wird die peruanische Amazonasregion von den Einheimischen *selva*, also Wald, genannt. Dabei verdient die Gegend um Milagro diese Bezeichnung längst nicht mehr. Die Straße von Lima windet sich zwar über einen 4800 Meter hohen Andenpass. Doch auf der asphaltierten Piste erreicht man bequem in sechs Stunden die Provinzhauptstadt Satipo, die nur 30 Kilometer von Milagro entfernt liegt. Und wo es im Amazonasgebiet Straßen gibt, da ist kein Wald mehr. Längs des Asphaltbandes erstrecken sich auf den letzten hundert Kilometern vor Satipo nur noch Kaffeepflanzungen, Bananenstauden, Orangen- oder Zitronenhaine. Vor wenigen Jahrzehnten, so erzählt Don Rafael, Besitzer von Zitrusplantagen in Satipo,

stand hier noch dichter Urwald. Heute sind dessen spärliche Reste höchstens auf Berghängen zu besichtigen.

Der Lebensraum der Asháninka, einst ein Volk von Jägern, Sammlern und Bauern, ist rund um Satipo zerstört. Zuerst kamen die Holzfirmen. Die bauten Straßen und Wege, auf denen schon bald Siedler aus dem peruanischen Hochland eintrafen. Milagro mutierte zu einer Asháninka-Enklave inmitten von Siedlerkolonien. Fast alle heimischen Tiere wurden durch Brandrodung vertrieben.

## Fisch und Fleisch sind Luxus

Ab und zu, berichtet Marcos, kann er auf der Jagd noch Affen erwischen. Deren Fleisch findet er besonders schmackhaft. „Früher aßen wir täglich Fleisch,“ erinnert sich Jorge Díaz, der ehemalige Dorfchef von Milagro, an seine Kindheit. Heute sind Fisch oder Fleisch Luxusgüter, die nur noch alle zwei Wochen auf den Tisch kommen.

Milagro umfasst etwa dreißig Hütten und einen Fußballplatz. Das Häuschen, das Jorge mit seiner sechsköpfigen Familie bewohnt, ist wie alle anderen aus Zuckerrohrstangen gebaut. Während ein tropischer Regenschauer auf das Palmblättdach prasselt, bringt Jorges Frau das Frühstück: Maniok, Bananen und Reis. Zum Mittagessen oder Abendbrot gibt es das gleiche, vielleicht noch einen Schlag Boh-

nen dazu. Draußen steht alles unter Wasser, und Jorge kann an diesem Tag nicht aufs Feld gehen. Dort baut er neben den Grundnahrungsmitteln auch ein paar Produkte für den Markt an. Deren Preise sind vor Ort schlecht: Während Jorge 100 Apfelsinen für umgerechnet 25 Eurocent an Zwischenhändler verkauft, kostet ein Glas Saft aus drei Orangen auf dem Markt in Lima dreimal soviel. Die Erlöse für Kaffee, Kakao, Baumwolle oder Bananen sind nicht besser. Jorges Familie kann nicht einmal einen Notgroschen für den Krankheitsfall zurücklegen. Arzneimittel oder eine Behandlung in der Klinik von Satipo sind teuer. Die Dorfbewohner müssen selbst sehen, wie sie mit Malaria, Tuberkulose, Amöbenruhr oder Folgekrankheiten der Mangelernährung fertig werden.

## 4000 Asháninka starben

Die Dorfgemeinschaft bebaut etwa 100 Hektar Land. Ein Gemeinderat, in den jede Familie einen Vertreter entsendet, sorgt dafür, dass diese Anbaufläche gerecht unter den Einwohnern verteilt wird. „Unsere Großeltern besaßen viel mehr Land,“ klagt Jorge. „Aber die Siedler vertrieben uns und pflanzten Kaffee.“ Selbst die Guerilleros des Leuchtenden Pfads, die Ende der 80er Jahre in Milagro auftauchten, standen den Dorfbewohnern nicht bei. „Die erklärten uns: Ihr müsst euch organisieren, um den Staat zu zerstören und das Land zu entwickeln!“ erinnert sich Jorge. Aber wer seine Rekrutierung zum Volkskrieg verweigerte, den die Maoisten damals ausgerufen hatten, der wurde bedroht oder umgebracht. Die Einwohner von Milagro wehrten sich mit Macheten und Knüppeln, mit Pfeil und Bogen. Fast 4000 Asháninka, acht Prozent ihrer Gesamtbevölkerung, starben im peruanischen Bürgerkrieg. „In Milagro hatten wir zum Glück keine Toten. Dafür mussten wir uns drei Monate unten am Fluss in den Bäumen verstecken,“ ergänzt Hector, ein Vetter von Jorge. Er kann seine Tränen nur mühsam unterdrücken.

## Fröhlich spielen die Kinder mit dem Kreisel.

Doch die Zukunft der Asháninka-Indianer ist nicht rosig.

Schlimmer als in der Vergangenheit, finden Jorge und Hector, kann es in Zukunft nicht werden. Die Nichtregierungsorganisation PROCAM, die unter anderem von der Welthungerhilfe finanziell unterstützt wird, berät und hilft Asháninka-Gemeinden. Sie hat die Bewohner Milagros überzeugt, den Anbau von Monokulturen, den sie von den benachbarten Siedlern kopiert hatten, einzustellen. Nun werden die Felder wie früher wieder mit gemischten Kulturen bestellt. Aber das Anbaugelände ist einfach zu klein. Da haben es die Asháninka besser, die tiefer im Amazonasgebiet leben, wo der Regenwald noch steht. Manchmal kommt von dort sonntags eine Fußballauswahl nach Milagro, um sich mit der örtlichen Elf zu messen. Dann können sich die Gäste darüber informieren, was ihnen noch bevorsteht.

Die Einwohner Milagros haben sich ihre Fröhlichkeit durchaus bewahrt. Auf Dorffesten trinken sie ihren selbst gebrauten Maniokschnaps Masato, spielen auf selbst gebauten Trommeln und Flöten, singen und tanzen zu selbst komponierter Musik.

## Masato, Musik und Marilyn Manson

Hectors fünfjährige Tochter Lisbet ist eine kleine Tanzkönigin im Dorf. Zusammen mit ihrer zwei Jahre älteren Schwester stiehlt sie auf Feiern allen die Schau. Demnächst wird Lisbet im Nachbarort eingeschult. Sie wird es schwer haben, denn sie spricht kaum ein Wort Spanisch. Und weder die Sprache noch die Kultur der Asháninka werden in der Schule respektiert. Aber die Kinder kommen um die Schule nicht herum, wenn sie sich im späteren Leben behaupten wollen. Sonst werden sie es eines Tages so schwer haben wie ihr heutiger Dorfchef. Der trägt zwar ein T-Shirt mit einem Foto des Rockmusikers Marilyn Manson, kann sich aber mangels Sprachkenntnissen nicht einmal mit den Bewohnern der Nachbarorf unterhalten.

Rolf Schröder arbeitet als Journalist in Berlin und Lima.

## Partner und Projekte

# Kochtopf, Kinder, Kalaschnikow



In Liberia kämpfen auch Frauen im Bürgerkrieg / Von Uwe Jauß

Die Frauen sind es, die neben den Kindern am meisten unter den Bürgerkriegen Afrikas leiden. Doch zunehmend kämpfen sie auch selbst. In Liberia, wo derzeit die weltweit größte UN-Friedensoperation läuft, gibt es unter insgesamt 60 000 Bewaffneten rund 4000 Buschkämpferinnen.

**D**as Schmunzeln mag täuschen, die Augen nicht: Spöttisch bis hart blicken sie. Die da im Schatten krummer Bäume sitzt, einen billigen Rock trägt und munter mit heiserer Stimme erzählt, ist mehr als ein argloses Liebchen jener halbstarren Milizionäre, die zur Geißel des westafrikanischen Bürgerkriegslandes Liberia geworden sind. Vivian Dolley lautet ihr Name. Etwa 25 Jahre ist sie alt. Und sie hat selber blutige Hände, hat „herumgeschossen, getötet“.

## 15 Jahre Kampf stumpfen ab

Sie sagt es ohne Bedauern. Das Leben in einem Land, in dem seit 15 Jahren gekämpft wird, stumpft ab. Es formt Frauen, die für die traditionelle afrikanische Männerwelt untypisch sind: Kriegerinnen. Kämpferin zu sein, ist keine wirkliche Auszeichnung. Selbst Frauen wie Vivian bilden letztlich nur das Gefolge der Freischärler – ähnlich den Marketenderinnen während der europäischen Landsknechtszeit. In erster Linie kochen sie, waschen, gebären Kinder, werden herumgereicht und nicht selten zur Beute der Feinde.

Auch Vivian ist einem Mann gefolgt, Junior Doe. „Da steht er,“ sagt sie. Er entspricht voll dem Klischee afrikanischer Guerilleros: Spiegelbrille, Baseballkappe, von Schweiß glänzende Muskeln, beschwingt durch Musik aus einem Walkman. Bloß die Waffe fehlt. Sie gilt momentan als unchic. Denn derzeit wird viel von Frieden geredet. Die UN haben mit 15 000 Blauhelmen ein Entwaffnungsprogramm organisiert.

Hinter Junior Doe kann ein Ergebnis dieser Bemühungen besichtigt werden: das Demobilisierungslager von Tubmanburg, von Stacheldraht umgeben. Der Ort im Westen Liberias ist Hochburg einer Rebellengruppe namens LURD und Junior Does Truppe. Die übliche Ansammlung jugendlicher Marodeure und Vivians Zuhause, nachdem sie ihre frühere Heimat in den Kriegswirren verloren hat.

Truppen des brutalen, inzwischen im Exil lebenden Diktators Charles Taylor hatten ihre Eltern in der Hauptstadt Monrovia massakriert. Vivian ging mit ihrem Freund in den malariaverseuchten Busch und an die Front, wurde nebenbei noch zwei Mal Mutter. Die Kinder hat sie von Camp zu Camp geschleppt. „Manchmal kümmerten sich Tanten um die beiden.“ Sonderlich wichtig ist ihr das Thema nicht. Sie hat selbst um das Überleben zu kämpfen.

## Hilflos im Frieden

Der Brotverkauf in der immer wieder geplünderten Stadt Tubmanburg bringt kaum etwas – und vom spärlichen Verdienst will auch ihr Freund einen Teil. Aber nun winkt, was beide als großes Geld betrachten: 150 Dollar Entwaffnungsprämie der UN. Er hat eine Kalaschnikow, sie noch eine Handgranate. Aber was mit dem Grundkapital anfangen? „Geschäfte machen“, meint Vivian hilflos. Mit dem brüchigen Frieden kann sie noch wenig anfangen.

Uwe Jauß ist Redakteur bei der Schwäbischen Zeitung in Leutkirch.

Vivian Dolley ist durch den Bürgerkrieg Opfer und Täterin zugleich geworden.

# Die Nacht, als die Regenfluten kamen

Das Hochwasser auf Haiti hat die Existenzgrundlage der Ärmsten vernichtet / Von Hans-Ulrich Dillmann

„Fast der ganze Ort ist verschwunden!“ Ute Braun ist erschrocken. Die 44-jährige Agrarsoziologin leitet das Haiti-Büro der Deutschen Welthungerhilfe in Port-au-Prince. Der Hubschrauber steht über Fonds Vétette. Von dem kleinen Ort im Südwesten Haitis hat die Flutkatastrophe kaum etwas übrig gelassen.

**H**ier ein Haus, dessen hinterer Teil weggerissen wurde, dort schaut ein rostiges Blechdach aus der weißen Geröllwüste hervor. „Da unten haben wir vor einer Woche noch die Ruine der Kirche fotografiert“, erzählt Ute Braun. „Sie erinnerte an eine andere Katastrophe.“ Vor sechs Jahren hat Hurrikan George in dieser Gegend Tod, Elend und Zerstörung gebracht. Nun hat das Hochwasser die Ruine endgültig dem Erdboden gleich gemacht.

## Vorräte sind vernichtet

Die Menschen in der bergigen Region Belle Anse haben alles verloren. Mapou ist fast vollständig unter einem riesigen Schlammsee verschwunden. Im Wasser treiben Leichen und Tierkadaver. Über 1000 Menschen dürften in den Fluten umgekommen sein, genauso viele werden aber noch vermisst. „Ich wollte mich gerade zum Schlafen hinlegen“, erzählt Cesar Anex und zeigt auf das Palmdach seines Hauses, das noch ein wenig aus der braunen Brühe herausragt. Der 35-Jährige konnte sich an einen Baum klammern. Seine Frau sah er in den Fluten verschwinden. Sie und die beiden Kinder wurden noch nicht gefunden.

Die Flut hat die Lebensmittelvorräte vernichtet. Vielen ist nur das geblieben, was sie in jener Nacht auf dem Leibe trugen. „Jetzt ist Pflanzzeit. Die Vorräte sind aufgebraucht“, sagt Braun. „In dieser Gegend ist es schon zu normalen Zeiten schwierig, sich ausreichend zu ernähren.“ Das

durchschnittliche Tageseinkommen beträgt laut offizieller Statistik gerade 40 Cent. „Deshalb arbeiten wir auch hier. Wir versuchen die Menschen so zu schulen, dass sie ihre Lebenssituation verbessern können.“

Die Flutkatastrophe hat das Wiederaufbauprojekt weit zurückgeworfen, das gemeinsam mit den Menschen hier seit Mai ver-

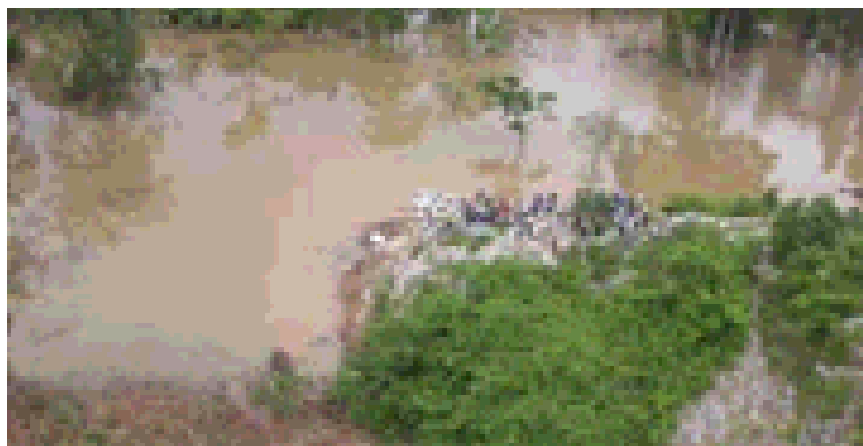
gangenen Jahres durchgeführt wird. Das erste dieser Art in Haiti, im „Land der Berge“, wie es die Ureinwohner nannten. Die Deutsche Welthungerhilfe arbeitet dabei mit dem Lutherischen Weltbund und dessen lokalem Partner zusammen.

„Wir zeigen den Leuten, dass der Schutz der Natur auch ihnen dient. Eine nachhaltige Bewirtschaftung des Waldes verbessert auch die Lebensbedingungen der Menschen“, sagt Ute Braun, bevor wir auf dem Fußballplatz von Thiotte landen. Am Rand hat sich schon eine Menschenschlange gebildet, in der Hoffnung auf eine Lebensmittellieferung. „Die Katastrophe ist eine traurige Bestätigung dafür, dass unser Projektansatz richtig ist.“ Forêt des Pins, die größte Forstreserve des Landes, ist durch Raubbau reichlich gerupft worden – von

ansässigen Köhlern und skrupellosen Holzhändlern. Von den einst 38 470 Hektar ist nur noch ein zusammenhängender Waldbestand von circa 10 000 Hektar geblieben. Ein Grund, warum der sintflutartige Regen Ende Mai den Boden von den Felsen waschen und in das Hochtal spülen konnte. Dabei wurden auch Baumschulen des Pilotprojekts in Mitleidenschaft gezogen.

Nun müssen die Menschen in Thiotte und Umgebung zunächst ein Dach über den Kopf bekommen und die Möglichkeit, sich wieder selbst zu ernähren. „Wir brauchen Millionen dafür. Die wirkliche Arbeit liegt noch vor uns“, warnt Ute Braun.

Hans-Ulrich Dillmann ist Journalist in Santo Domingo.



Verzweifelt haben sich diese Dorfbewohner auf eine Anhöhe geflüchtet.



„Zigarre“ kommt vom Maya-Wort „zicar“. Schon die Ureinwohner von Honduras rollten Tabakblätter zum rituellen Rauchen. 1793 gründeten die Spanier die erste

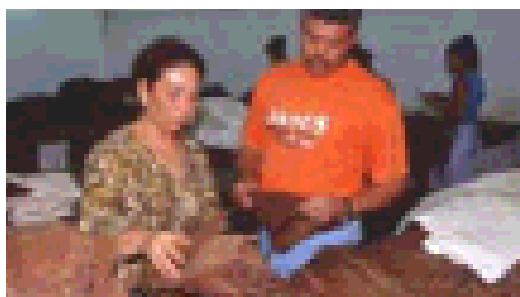
„Fábrica de Tabacos“. Heute exportiert das zweitärmste Land Mittelamerikas pro Jahr rund 98 Millionen handgerollter Zigarren. Sie bestehen aus fünf Blättern, ihre Mischung ist eine Kunst.

Der Tabakmagnat Nestor Plasencia beherrscht das Geschäft im zweitgrößten Herstellerland der Welt. Der „Patrón“ ist sozial engagiert, zahlt seinen 3200 Arbeiterinnen und Arbeitern Tariflöhne und freiwillige Sozialleistungen. Frauen gehen nicht aufs Feld, sondern zur Tabakveredelung in Trockenhäuser und Fabriken. Maya Selva, weltweit einzige Produzentin im männlichen Tabakbusiness, machte Honduras-Zigarren in Europa bekannt.

Text und Fotos: Gabriela Grees



# Rauchzeichen aus Honduras





## Land und Leute

# Vergeben bedeutet miteinander weinen

Ruanda, zehn Jahre nach dem grausamen Völkermord: Die Menschen werden die Geister der Vergangenheit noch lange nicht los / Von Claudia Heisenberg

Clementine hat Rückenschmerzen. Manchmal wird ihr schwindlig, nachts kann sie kaum schlafen. Jede Bewegung tut weh. „Die Milizen haben mich verfolgt. Ich bin gerannt. Dann bin ich gestolpert und in einen Graben gefallen.“ Dabei hat sich Clementine wohl etwas gebrochen. Zehn Jahre ist das her. Die Rückenschmerzen sind seitdem immer schlimmer geworden. Doch für eine Röntgenuntersuchung hat sie kein Geld.

Zwei Tage nach Beginn der Massaker flieht die damals 16-Jährige mit Brüdern und Schwestern aus dem Haus. Der Vater bleibt zurück, glaubt nicht, dass es schlimm wird. Die Kinder suchen Schutz in einem nahen Kloster. Doch dort warten schon die Milizen. Eine kleine Schwester und zwei Brüder werden erschlagen. Später findet Clementine in ihrem Elternhaus die Leichen ihres Vaters und eines Bruders. „Man hatte sie in die Latrine geworfen. Zuvor hatten sie mit einer Machete auf meinen Vater eingeschlagen. Als sie ihn in die Latrine warfen, war er noch nicht tot. Er hat um Mitleid gefleht, aber sie haben ihn



Nicht nur die Rückenschmerzen erinnern Clementine Nibamuhoze an die Ereignisse vor zehn Jahren.

einfach liegen gelassen. Meinen kleinen Bruder haben sie gesteinigt. In seinem Kopf steckte ein spitzer Stein.“ Clementine lächelt, aber sie kämpft mit den Tränen und presst die Arme vor die Brust, als wolle sie sich vor dem Schmerz der Erinnerung schützen.

Clementine kennt den Mörder ihres Vaters. Der wurde kürzlich aus dem Gefängnis entlassen, weil er schon alt ist und ein Geständnis abgelegt

hat. Er lebt jetzt wieder im Nachbarort, 30 Fußminuten entfernt. Das ruandische Wort für Vergebung bedeutet soviel wie „miteinander weinen.“ Das Opfer weint über seinen Verlust, der Täter über seine Tat. Aber der Mörder des Vaters hat sich nie bei Clementine blicken lassen. „Es fällt mir schwer, zu verzeihen. Aber wir müssen zusammenleben, die, die dem Tod entronnen sind und die, die getötet haben. Gott hat uns Vergebung gelehrt. Doch ganz tief in mir spüre ich, dass ich nicht vergessen kann, was ich erlebt habe.“

Zehn Jahre nach dem Völkermord sind die Ruander vom Vergessen weit entfernt. Sie sind wie gelähmt; ihre Gefühle erstarrt. Eine bleierne Schwere liegt über dem Land. Geliebten sind Unsicherheit, Misstrauen und Zweifel.

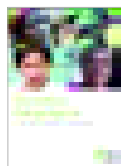
Claudia Heisenberg ist Journalistin in Köln.

## Chronologie der Katastrophe

Ruanda liegt im östlichen Zentralafrika und ist etwas größer als Hessen. 85 Prozent der sieben bis acht Millionen Einwohner sind Hutu, 14 Prozent Tutsi und ein Prozent Twa.

Der Konflikt zwischen Hutu und Tutsi entstand vor gut 100 Jahren. Die deutschen, später belgischen Kolonialherren erklären die Minderheit der Tutsi zur „höherwertigen Rasse“, um mit ihrer Hilfe das Land zu kontrollieren. Ende der 30er Jahre muss die Stammesangehörigkeit sogar in den Personalausweis eingetragen werden. Da aber Tutsi und Hutu kaum zu unterscheiden sind, wird jeder, der mehr als zehn Kühe besitzt, kurzerhand zum Tutsi erklärt. 1959 beenden blutige Hutu-Aufstände die Tutsi-Vorherrschaft. Tutsi verlassen das Land zu Tausenden. Immer wieder fallen Exil-Tutsi in den nächsten Jahrzehnten in Ruanda ein. Die Hutu-Regierung antwortet mit Repressalien gegen die Tutsi-Bevölkerung.

Am 6. April 1994 wird das Flugzeug des ruandischen Präsidenten Juvénal Habyarimana abgeschossen. Wer dahinter steckt, ist bis heute ungeklärt. Doch beschuldigt werden die Tutsi-Rebellen. Am nächsten Tag befiehlt die Hutu-Regierung, sämtliche Tutsi im Land zu töten. In den Dörfern schüren Bürgermeister und Polizisten den Hass. Der Radiosender Milles Collines sendet stündlich Auftritte: „Die Gräber sind erst zur Hälfte mit Leichen gefüllt. Beeilt Euch, sie bis oben zu füllen!“ Zwischen 800 000 und einer Million Menschen fallen in 100 Tagen dem kollektiven Völkermord zum Opfer.



Unter dem Motto „Überleben: Frauensache“ stellt die Welthungerhilfe den Alltag von Frauen im Krieg – ob Gewaltopfer, Überlebenskämpferinnen oder Friedensaktivistinnen – in den Jahren 2003 und 2004 in den Mittelpunkt der Öffentlichkeitsarbeit.

Weitere Infos unter [www.welthungerhilfe.de](http://www.welthungerhilfe.de) „Überleben: Frauensache“ – die Broschüre und der Kurzfilm zum Thema sind erhältlich unter Telefon 0228-22 88 134 oder [info@welthungerhilfe.de](mailto:info@welthungerhilfe.de)

## „Über Versöhnung müssen die Ruander selbst entscheiden“

Alison Des Forges, Ruanda-Expertin bei „Human Rights Watch“, zu den Folgen des Völkermordes

**Welternährung:** Beim Völkermord in Ruanda wurden in nur 100 Tagen mit unglaublicher Brutalität mindestens 800 000 Tutsi und gemäßigte Hutu umgebracht. Wie war es möglich, dass Nachbarn ihre Nachbarn töteten?

**Alison Des Forges:** Bei den meisten Ruandern spielte Angst die größte Rolle. Sie waren überzeugt, dass die Tutsi, die bei ihnen lebten, Komplizen der „Ruandisch-Patriotischen Front“ (RPF) waren, die gegen die Regierung kämpfte. Sie sahen in ihren Tutsi-Nachbarn eine Gefahr. Das war das Ergebnis einer Propaganda-Kampagne radikaler Hutu.

Die Menschen hatten aber auch Angst vor der Regierung. Wer nicht gehorchte, wurde bestraft: Mit dem Verlust des Landes, der Zerstörung des Hauses, durch Inhaftierung. Hutus wurden mit dem Tode bedroht, falls sie verdächtigt wurden, Tutsi zu schützen. Ich bin überzeugt, dass viele Menschen gegen ihre Willen mitmachten.

**WE:** Die Auseinandersetzung in Ruanda ist auch als ethnischer Konflikt beschrieben worden.

**Alison Des Forges:** Nein, das war kein ethnischer Konflikt. Bei Hutu und Tutsi handelt es sich nicht um verschiedene Ethnien. Sie gehören einem Volk an, sprechen dieselbe Sprache, haben die gleiche Kultur.

Der Massenmord an den Tutsi wurde von staatlichen Stellen und der Armee verübt, zusammen mit den Milizen und der aufgestachelten Bevölkerung.



Alison Des Forges

mordes weiter stützen. Für die Vereinten Nationen war Ruanda nicht wichtig. Vielleicht, weil es nur ein kleines Land ist.

**WE:** Hätte der Völkermord verhindert werden können, wenn die internationale Gemeinschaft eingegriffen hätte?

**Alison Des Forges:** Es wären sicherlich Tutsi getötet worden. Aber abhängig vom Zeitpunkt wären viele Menschen gerettet worden. Eine Intervention am 10. April, vier Tage nach Beginn der Massaker, hätte das Leben von 300 000 bis 400 000 Menschen retten können.

**WE:** Sie waren gerade in Ruanda. Wie ist die Atmosphäre dort, was denken die Menschen zehn Jahre danach?

**WE:** Trotz zahlreicher Warnungen vor einem Völkermord hat die Weltgemeinschaft nicht reagiert. Sie hat die UN-Truppen sogar abgezogen.

**Alison Des Forges:** Die Vorbereitungen für den Völkermord waren so offensichtlich, dass die UN hätten informiert sein müssen. Sie hatten aber kein Interesse, etwas zu tun. In den USA gab es Druck von Politikern aus den Südstaaten, die von UN-Friedenseinsätzen die Nase voll hatten. In Frankreich wollte eine Gruppe um den damaligen Präsidenten Mitterrand das Hutu-Regime trotz des Völkermordes weiter stützen.

„Hutus wurden mit dem Tode bedroht, falls sie verdächtigt wurden, Tutsi zu schützen. Ich bin überzeugt, dass viele Menschen gegen ihren Willen mitmachten.“

**Alison Des Forges:** An der Oberfläche sind sie sehr ruhig, das Leben verläuft normal. Aber darunter gibt es viele ungelöste Probleme. Die Menschen leben wieder Tür an Tür.

Tausende von Gefangenen sind freigelassen worden, nachdem sie eine Beteiligung am Völkermord gestanden haben. Sie gehen zurück in ihre Dörfer. Es gibt praktisch keine Gewalt. Aber ich denke, die Menschen haben die wichtigen Fragen von Gerechtigkeit und Versöhnung noch nicht verarbeitet. Unter der Oberfläche setzt sich das Leid fort.

**WE:** Glauben Sie, dass Versöhnung möglich ist?

**Alison Des Forges:** Das können Außenstehende nicht beantworten. Versöhnung ist etwas, über das die Ruander selber entscheiden müssen.

Wir können ihnen dafür nur alles Gute wünschen. Sich mit dem Horror auseinanderzusetzen, den sie erlebt haben, ist sehr schwer und wird sicher nicht schnell gehen.

Das Interview führte Michael Ruffert, Journalist in Frankfurt.

Alison Des Forges hat das Standardwerk über den Völkermord in Ruanda geschrieben, das auf Deutsch unter dem Titel „Kein Zeuge darf überleben“ erschienen ist.

Weitere Infos unter [www.hrw.org/reports/1999/rwanda](http://www.hrw.org/reports/1999/rwanda)

# Eine Brücke steht im Nirgendwo

Impressionen aus einem entlegenen Dorf in Afghanistan / Von Petra Steinberger

Sie haben eine Stunde gewartet. Dann kommen sie, die Männer des Dorfes Jarquduq. Zumindest alle, die man in der kurzen Zeit zusammenrufen konnte. Auf klapprigen Mopeds, auf Karren, auf Eseln und zu Fuß. Sie kommen zur neuen Brücke hinter dem Ort, die die Deutsche Welthungerhilfe gebaut hat und die nun eingeweiht wird, mitsamt Band und obligatorischen Süßigkeiten.

**S**ie kommen, weil sie die Fremden gesehen haben und hoffen, dass die ihnen vielleicht helfen können. Einen neuen Brunnen wollen sie von der Delegation der Welthungerhilfe, die aus der Stadt Mazar-e-Sharif hierher gekommen ist, in den einsamen Nordwesten Afghanistans. Vielleicht eine Schule? Sie überreichen eine Petition. Wer nicht schreiben kann, und das sind fast alle, hat mit seinem Daumenabdruck unterzeichnet. Wie so oft geht es um zwei wesentliche Anliegen: Wasser und Ausbildung. Leben und Zukunft. So etwas passiert, wenn man eine Brücke baut. Die Brücke von Jarquduq war ein großes Pro-

jekt für die Welthungerhilfe. Nun wird sie feierlich eingeweiht, mit den afghanischen Honoratioren und den Ingenieuren – und mit Ingeborg Schäuble, der Vorsitzenden der Welthungerhilfe. Sie ist gerade auf einer Projektreise und ist nach Kabul und Kundus auch hierher gekommen in die Einsamkeit. Die Brücke steht mitten im Nirgendwo – allerdings nur auf den ersten Blick. Sie überspannt eine von unzähligen Schluchten, die sich während der Schneeschmelze in reißende Flüsse verwandeln – aber eine, die ein gewaltiges Hindernis darstellte. Reisende brauchten bisher viele Stunden, um in die Schlucht hinabzusteigen und wieder hinauf.

## Die Brücke verbindet entlegene Dörfer

Die Brücke von Jarquduq wird nun entlegene afghanische Dörfer verbinden. Vielleicht werden sich hier eines Tages ein paar Händler niederlassen, wird eine Ladenzeile entstehen, um die Reisenden mit dem Nötigen zu versorgen, irgendwann eine kleine Teestube. Und wenn die Brücke und die Menschen hier Glück haben, wird der Ort um sie wachsen.

Mit dem Glück ist das so eine Sache in Afghanistan, und das ist ein Grund, warum die Abordnung der Dorfbewohner gekommen ist. Das Land habe ihnen die Regierung zugewiesen, sagt einer, aber es sei sehr trocken, wie man sich selbst überzeugen könne. Es entspinnt sich ein Spiel zwischen den Dörflern und den Fremden: Wir

hätten gern, sagen die Afghanen. Ob man ihnen nicht helfen könne, fragt Ingeborg Schäuble höflich. Nicht, dass diese Bitten sie überrascht hätten, aber Abweisen ist schwer. Wir können nichts versprechen, sagt Volker Hüfing, Projektleiter der Welthungerhilfe, ganz diplomatisch, wir werden mal sehen. Ihr seht doch, wie es uns geht, sagen die Männer, der da, er hat alles verloren, sein Haus, alles. Kann man ihm nicht helfen?

## Der Brunnen ist zum Glück „nur kaputt“

Es dauert, bis sich die unterschiedlichen Stufen der Armut erschließen in Afghanistan. Dies ist ein armes Dorf, aber es gibt viel ärmere. Die Umgebung scheint ausgedörrt, aber in der Mitte des Dorfes steht ein Brunnen, gebaut von einer anderen Hilfsorganisation. Nur kaputt, sagt Hüfing nach einem kurzen Test, man kann ihn vermutlich richten – einer dieser typischen Fälle, wo nicht für Nachhaltigkeit gesorgt wurde, jenen Lieblingsbegriff aller Entwicklungshelfer. Irgendwo muss es noch einen zweiten Brunnen geben, hinten im Tal blöken Schafe und Ziegen, die müssen ja getränkt werden. Doch die Dorfbewohner, die nun die neue Brücke haben, werden mehr verlangen. Was nicht verwundert in einem Land, das ganz von vorne beginnen muss.

Petra Steinberger ist Journalistin bei der Süddeutschen Zeitung.



**Ein Brunnen vielleicht, oder eine Schule?**  
Ingeborg Schäuble wurde in den afghanischen Dörfern mit vielen Bitten überhäuft, meistens von den Männern vorgetragen, die oft gleichzeitig Mohnbauern sind.

# Rosenöl und Safran sind besser als Opium

Die DWHH-Vorsitzende Ingeborg Schäuble über ihre Afghanistan-Reise

Als Ingeborg Schäuble 1997 zum ersten Mal Afghanistan besuchte, herrschten noch die Taliban. Hunderte Verbote erstickten jede Entwicklung, Frauen waren aus dem öffentlichen Leben verbannt. Verstöße wurden mit drakonischen Strafen geahndet. Die Taliban wurden vor zweieinhalb Jahren aus Kabul vertrieben. Seitdem versucht die internationale Gemeinschaft, dem Land zu helfen.

**Welternährung (WE):** Frau Schäuble, was hat sie bei Ihrem zweiten Besuch positiv überrascht?

**Schäuble:** Der Wiederaufbau findet nicht nur in den größeren Städten wie Kabul oder Mazar-i-Sharif statt, sondern auch auf dem Land. Überall wird gebaut, werden Häuser und Schulen repariert, Felder entmint und bestellt. Für die Menschen hat sich schon dadurch etwas verbessert, dass der Krieg vorbei ist, sie sich nicht mehr bedroht fühlen und planen können. Wenn ich das mit den Eindrücken meiner Reise vor sieben Jahren vergleiche, sehe ich eine ungeheure Entwicklung. Aber die Menschen sind auch ungeduldig, sie wollen alles Versäumte schnell nachholen.

**WE:** Was sehen Sie als die größten Probleme beim Wiederaufbau?

**Schäuble:** Der Krieg hat die Lebensgrundlagen der Afghanen zerstört, die Landwirtschaft, die Bewässerungsanlagen, die Infrastruktur. Die Bauern sind verarmt. Der Mohnanbau ist für sie eine Möglichkeit, sich in kurzer Zeit wieder eine sichere Existenz zu schaffen. Für Mohn bekommen sie viel mehr Geld als etwa für Weizen. Allerdings wissen sie genau, dass sie damit gegen das Gesetz verstoßen und dass mit dem aus Rohopium hergestellten Heroin im Westen viel Zerstörung angerichtet wird. Ich verurteile die Bauern nicht, aber wir werden keine Projekte durchführen, mit deren Hilfe Mohnfelder bewässert werden.

**WE:** Wie können Hilfsorganisationen dazu beitragen, den Mohnanbau einzuschränken?  
**Schäuble:** Wir müssen den afghanischen Bauern

Alternativen zum Mohnanbau zeigen, also den Anbau von Pflanzen ermöglichen, für die sie annähernd gleiche Preise erzielen können. Die Deutsche Welthungerhilfe plant zum Beispiel ein Pilotprojekt zur Zucht von Damaszener Rosen, aus denen Rosenöl gewonnen wird. Andere Möglichkeiten sind der Anbau von Lavendel, Kräutern oder Safran.

**WE:** Frauen haben besonders unter Krieg und Taliban gelitten. Hat sich ihre Lage verbessert?

**Schäuble:** Die afghanischen Frauen gehören insofern zu den Gewinnern, als sie nun vielerorts in die Schule gehen können, um zu lernen. Aber man muss abwarten, ob sich eine Gesellschaft, deren Traditionen und Regeln sich über Jahrhunderte entwickelt haben, in wenigen Jahren auf diesem Gebiet grundlegend ändern kann. Da bin ich nicht so optimistisch.

**WE:** Hilfsorganisationen beklagen ein bürokratisches Problem: Geld für Projekte ist vorhanden, muss aber schnell ausgegeben werden. Der Bau

„Ich verurteile die Bauern nicht, aber wir werden keine Projekte durchführen, mit deren Hilfe Mohnfelder bewässert werden.“

von Brücken oder Häusern dauert jedoch länger.

**Schäuble:** Tatsächlich denken und planen wir in viel zu kurzen Zeitspannen, was Hilfs- und Geberorganisationen zwingt, bestimmte Projekte zu schnell zu errichten. Allerdings müssen Erfolge auch für die Bevölkerung schnell sichtbar werden. Sonst hören wir von den be-

stens informierten afghanischen Bauern, dass zwar Millionen Dollar an Unterstützung versprochen wurden, aber bei ihnen noch nicht viel angekommen sei. Deshalb versucht die Deutsche Welthungerhilfe, bestimmte Vorhaben parallel durchzuführen: den Bau von Bewässerungskanälen, Schulen, Straßen und falls nötig auch kurzfristige Nothilfemaßnahmen für besonders Bedürftige. Noch mangelt es in Afghanistan an allem, das wird einem hier täglich vor Augen geführt.

Das Interview führte Martina Doering, Redakteurin bei der Berliner Zeitung.

## Nahaufnahme

# Eine Jugend in der Hölle

Der Terror der Roten Khmer hat viele in Kambodscha traumatisiert. Portrait einer jungen Frau / Von Klemens Ludwig

Über ihre Kindheit weiß Siseroth nur Gutes zu berichten. „Ich wuchs behütet auf“, erzählt sie, lächelt dabei traurig, fast entschuldigend. Damals herrschte in Kambodscha Prinz Sihanouk. Aus dem blutigen Krieg, der bereits im Nachbarland Vietnam tobte, konnte er sein Land lange Zeit heraushalten.

Siseroth wurde erst später klar, welches Privileg es war, die ersten Jahre ihres Lebens im Frieden zu leben. Voller Liebe spricht sie von ihren Eltern: „Mein Vater war Lehrer. Es war ihm wichtig, dass mein Bruder und ich eine gute Ausbildung bekamen. Er unterschied nicht zwischen Jungen und Mädchen. Andere Mädchen hatten nicht die Möglichkeiten wie ich. Meine Mutter hat mir den Glauben an das Gute im Menschen mitgegeben. Ohne dieses Geschenk hätte ich das, was später kam, wohl nicht überlebt.“

Ein von den USA initiiertes Putsch stürzte Prinz Sihanouk und brachte General Lo Nol an die Macht. Auch das änderte Siseroths Leben nicht. In der Hauptstadt Phnom Penh ging der Alltag weiter; alles, was außerhalb lag, war für sie weit weg. Kämpfe um die vietnamesischen Nachschubwege, großflächige Bombardements der USA oder das Anwachsen einer neuen Bewegung namens Rote Khmer – dazu schnappte sie allenfalls Gesprächssetzen auf. Sie besuchte die Mittelschule, lernte begeistert, vor allem fremde Sprachen und wunderte sich nur, warum ihre Eltern so besorgt waren.

Am 24. April 1975 marschierten die Roten Khmer, die bereits große Teile des Landes unter ihre Kontrolle gebracht hatten, in Phnom Penh ein. An diesem Tag endete die Kindheit für Siseroth, die gerade zwölf Jahre alt war. Schlagartig wusste sie, was ihren Eltern so viel Sorge bereitet hatte. „Da mein Vater Lehrer war, betrachteten



Jeden Tag ist Siseroth am Ort des Grauens. Sie führt Touristen durch das Toul Sleng-Museum.

uns die Roten Khmer als Parasiten. Lehrer – das war das Schlimmste, schlimmer noch als Soldat des alten Regimes. Denn Lehrer standen für Bildung, und das wollten sie nicht. Nur wer ungebildet ist, ist formbar“, fasst sie die damalige Ideologie zusammen. In den Lagern der Roten Khmer war keine Redewendung so gefürchtet wie „in die Schule schicken“. Wem das widerfuhr, der verschwand für immer. Selten war Bildung so verpönt wie im „Demokratischen Kampuchea“ unter Pol Pot.

## Stillhalten sicherte das Überleben

Wie alle Bewohner der Hauptstadt musste auch Siseroths Familie innerhalb von drei Tagen alles aufgeben. Sie wurde in die westlichen Provinzen vertrieben, Kinder und Eltern voneinander getrennt. „Ich verstand zunächst kaum, was mit mir geschah. Plötzlich war ich in einer Umgebung und unter Menschen, die ich nie gesehen hatte. Doch ich lernte bald, worauf es ankam, um zu überleben: Stillhalten und Schuffen. Während der Regenzeit spannten sie uns auf den Reisfeldern wie Ochsen vor die Pflüge, denn

Maschinen waren im eigenständigen Sozialismus nicht erlaubt. Das ging von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, sieben Tage die Woche, fast vier Jahre. Während der Trockenzeit bewegen wir mit bloßen Händen die Erde, um Straßen und Kanäle zu bauen. Auch Bagger gab es nicht.“

Zu der Schinderei kam schlechte Ernährung. Reissuppe war die Hauptnahrung. „Oft waren wir so hungrig, dass wir Insekten und kleine Tiere aßen, aber dabei durften wir uns nicht erwischen lassen. Meine Mutter und ich haben die Tortur überlebt, mein Vater und mein Bruder nicht.“

## Touristenführerin im Foltermuseum

Aus dem Mädchen mit der geraubten Kindheit ist eine attraktive Frau geworden. Doch die Vergangenheit kann sie nicht abschütteln. Trauer hat sich in ihre Mundwinkel gegraben, sie blickt ernst, redet langsam und mit Bedacht. Und sie stellt sich jeden Tag aufs Neue der Erinnerung an den Terror: Sie führt Touristen durch das Toul Sleng-Museum, einen der Orte, an denen das Grauen noch immer präsent ist. Der ehemalige Schulkomplex im Süden von Phnom Penh war das wichtigste Verhör- und Folterzentrum der Roten Khmer. Penibel wurde alle Opfer fotografiert. Viele der Bilder hängen heute an den Wänden. Dokumente der Angst, der Panik, des Schmerzes: Alte, Frauen mit Kleinkindern, Jugendliche, alle den Tod unmittelbar vor Augen. Auch die Eisen, mit denen Hunderte von Gefangenen am Boden angekettet waren, sowie die Folterzellen und -werkzeuge sind zu sehen.

Bemerkenswert emotionslos erläutert Siseroth, wie die Gefangenen systematisch eingeschüchtert, gequält und vor ihrem Tode ihrer letzten Würde beraubt wurden. „Es reichte den Roten Khmer nicht, ihre vermeintlichen Widersacher physisch zu vernichten. Sie sollten schon vor ihrem Tode alle Individualität verlieren.“

Zehntausende waren in Toul Sleng inhaftiert, 16 000 wurden zu Tode gefoltert. Ganze sieben haben die Folter überlebt. Makabererweise waren im letzten Jahr der Pol Pot-Herrschaft etwa zwei Drittel der Insassen Kader der Roten Khmer, die

in Ungnade gefallen waren, darunter mehrere Minister. Paranoia einer Diktatur, die ihr Ende kommen sah. Als sich ein Minister vor seiner Verhaftung selbst tötete, weil er wusste, was auf ihn zukam, wurde stattdessen seine gesamte Sippe in das Lager eingeliefert. Wer in Toul Sleng nicht umkam, starb in der Exekutionsstätte Choeng Ek, den berühmtesten „Killing Fields“, etwa 15 Kilometer südwestlich der Hauptstadt. Die meist sehr jungen Henker benutzten mit Vorliebe Äxte und Messer; Gewehrpatronen waren zu teuer.

## Täter zeigen keine Reue

Heute lebt Siseroth mit ihrer Mutter zusammen. Kinder hat sie keine; das ist ungewöhnlich in einem Land, das mit 2,8 Prozent Bevölkerungswachstum weltweit in der Spitzengruppe liegt. Fragen nach ihrer persönlichen Lebensgestaltung verbietet jedoch die tiefe Trauer, die sie umgibt. Fragt man sie dagegen nach dem Umgang mit der Vergangenheit, zeigt sie sich mitteilvoller. Es empört sie, dass die Verbrechen weder juristisch noch im Alltag bewältigt worden sind. In vielen Dörfern leben Täter und Opfer heute Seite an Seite. Eine Belastung für die Opfer, denn kaum ein Täter zeigt ernsthafte Reue. Viele leben ganz normal als Bauer oder Fischer. Manche haben sich sogar dem Buddhismus zugewandt und praktizieren in den Klöstern. Ihrer Vergangenheit stellen sie sich gleichwohl nicht. „Sie berufen sich auf den Befehlsoberstand; gleichzeitig plädieren sie dafür, die höheren Kader zur Verantwortung zu ziehen. Am Ende bleibt alles an Pol Pot hängen – und der ist praktischerweise schon tot,“ meint Siseroth resigniert.

Klemens Ludwig ist Journalist in Tübingen.

## Aufstieg und Fall der Terrorherrschaft

Ab dem 12. Jahrhundert errichteten hinduistische Könige in Angkor Wat eine der größten sakralen Anlagen der Welt. Nach der Eroberung durch die Thai war Kambodscha jahrhundertlang fremdbestimmt, zuletzt von Frankreich. 1953 endet die Kolonialzeit und Kambodscha erhielt seine Souveränität zurück.

Nach dem Putsch gegen Prinz Sihanouk 1970 geriet das Land in die Wirren des Indochinakriegs. Davon profitierten die Roten Khmer, die am 24. April 1975 das „Demokratische Kampuchea“ proklamierten. Ihr „Steinzeitsozialismus“ kostete etwa zwei der sechs Millionen Einwohner das Leben. Außenpolitisch erhoben sie Anspruch auf das frühere Kernland der Khmer im vietnamesischen Mekongdelta (Kampuchea Krom). Das zementierte die Feindschaft mit Vietnam.

Am 7. Januar 1979 vertrieben vietnamesische Truppen die Roten Khmer aus Phnom Penh. Es folgte ein langer Bürgerkrieg, der am 23. Oktober 1991 durch einen Friedensvertrag in Paris beendet wurde. Ministerpräsident Hun Sen amnestierte die Führer der Roten Khmer, doch unter internationalem Druck musste das Gesetz zurückgenommen werden. Parlament und ausländische Experten bereiten derzeit sehr halberzig ein Tribunal vor.



Eine Zelle in der früheren Folterzentrale der Roten Khmer: Relikt eines der grausamsten Terrorregimes der jüngeren Geschichte.



# Dossier

Zunächst die positive Meldung: Die Welternährungslage hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten merklich verbessert. Weltweit konnte die Lebensmittelproduktion in diesem Zeitraum pro Kopf um 30 Prozent gesteigert werden. Auf 14 Prozent beziffert das 1977 gegründete Forschungsinstitut für Nahrungsmittelpolitik in Washington (IFPRI) heute den Anteil der noch unterernährten Menschen und führt diese Verringerung auf beachtliche Erfolge der Landwirtschaft zurück.

© Bildagentur/ant



Pflügen wie vor tausend Jahren. Solange afrikanische Bauern – wie hier in Nord-Äthiopien – keine höheren Erträge erwirtschaften, können sie den Kontinent nicht ernähren.

## Der hungrige Kontinent

Afrikas Landwirtschaft kann ihr Potenzial kaum nutzen. Doch es gibt hoffnungsvolle Projekte / Von Thomas Veser

**D**ie Grundversorgung mit Nahrungsmitteln ist in Lateinamerika und Asien schon seit längerer Zeit nicht mehr beherrschendes Thema. Aus der Welt geschafft ist der Mangel deswegen jedoch nicht: „Hunger ist heute verstreuter, versteckter, stiller und schwerer berechenbar“, bestätigt der Göttinger Agrarwissenschaftler Joachim Braun, Direktor des International Food Policy Research Institute (IFPRI), das im März 2004 eine internationale Konferenz zum Thema Ernährungssicherheit in der ugandischen Hauptstadt Kampala organisiert hat.

Besonders leidet darunter Schwarzafrika, das auch diesmal die schlechte Nachricht liefert: In den Ländern südlich der Sahara stieg die Nahrungsmittelproduktion lediglich um magere sieben Prozent. Täglicher Hunger ist das Schicksal von rund einem Sechstel der Erdbewohner, 200 Millionen von ihnen leben in afrikanischen Ländern. Und dort geht die durchschnittliche Kalorienzahl pro Einwohner seit Jahren zurück. Rund drei Viertel der Betroffenen leben als Kleinbauern auf dem Land. Die durchschnittlichen Erträge der Landwirtschaft sinken, sie kann mit dem Bevölkerungswachstum schon lange nicht mehr Schritt halten.

### Die Grüne Revolution fand nicht statt

Nicht nur Dürrekatastrophen, Kriege und Politikversagen sind die Ursachen für dieses Fanal, es gibt auch strukturelle Probleme. Schwarzafrikas Bauern haben keinen Zugang zu Krediten und sind folglich nicht in der Lage, ihre Ausrüstung zu modernisieren. Notwendige Düngemittel, für die auf dem afrikanischen Markt ein Mehrfaches des Weltmarktpreises verlangt wird, können sie sich nicht leisten.

Kein Land südlich der Sahara hat genügend Geld für eine gezielte Agrarforschung, durch die neue und resistenter Sorten entwickelt und Ernteerträge gesteigert werden können. War die „Grüne Revolution“ während der 1960er Jahre vor allem in Asien ein Erfolg, „hat sie in

Schwarzafrika noch gar nicht begonnen“, meint IFPRI-Agrarexperte Peter Hazell. Dank ihres Wasserreichtums hatten weite Teile Asiens freilich einen natürlichen Vorteil, den Afrika mit seiner überwiegend praktizierten Trockenfeldwirtschaft nicht besitzt.

In den asiatischen Ländern hatte zu Beginn der Grünen Revolution der Staat die Schlüsselrolle übernommen. Er griff den Bauern kräftig unter die Arme, um die Ausrüstung zu modernisieren, und förderte die Forschung. Dazu fehlen den afrikanischen Regierungen die Mittel. Der Privatsektor hält sich mit Investitionen zurück, weil Handels- und Marktpolitik in diesen Ländern nach Hazells Worten überreguliert sind und kein besonders investitionsfreundliches Klima herrscht.

„Eine Grüne Revolution als privatwirtschaftliche Initiative, wie das heute die internationalen Geber verlangen, ist eine Illusion“, kritisiert Hazell. In Afrika müsste der Staat jetzt nach asiatischem Vorbild die zentrale Rolle übernehmen und den Anfang machen.

Hefige Kritik übte Senegals Staatspräsident Abdoulaye Wade während der IFPRI-Konferenz an den Industriestaaten, die ihre Landwirtschaft weiterhin subventionierten, den afrikanischen Ländern aber dieses Recht nicht einräumen wollten. Mit über 300 Milliarden US-Dollar pro Jahr stützen die Industrienationen laut IFPRI ihre Agrarproduktion; eine Folge davon sind Überschüsse, die auf dem Weltmarkt zu Schleuderpreisen abgesetzt werden.

Gleichzeitig schützen sich die reichen Länder durch hohe Zollschranken gegen Agrarimporte aus Afrika. „Diese Praktiken gehen zu Lasten der Kleinbauern in den Entwicklungsländern, die mit den Subventionsbudgets der Reichen nicht konkurrieren können“, konstatiert Joachim von Braun.

Er empfiehlt die „Entkoppelung von Produktion und Subvention“. Das würde bedeuten, dass die Landwirte in Europa, Nordamerika und Australien Zahlungen nicht mehr direkt auf Endprodukte – Baumwolle, Reis oder Fleisch – bezogen erhielten. Ferner spricht er sich dafür aus,

Exportsubventionen zu streichen, und stößt damit ins gleiche Horn wie die EU. Und sein Rat, produktionsbegleitende Maßnahmen der Landwirte – vorrangig Umweltschutz und Landschaftspflege – zu fördern, ist auch nicht ganz neu. Brüssel hat sich ebenfalls dafür stark gemacht.

Für eine erfolgreiche Grüne Revolution in Afrika müssen nach Ansicht des IFPRI-Direktors „die politischen Rahmenbedingungen verändert werden“. Damit wäre es möglich, dass sich Staaten zu Verbänden zusammenschließen und ihre Forschungskapazitäten bündeln. Von den Ergebnissen einer gemeinsam betriebenen Agroforschung und Technologieentwicklung würden alle Beteiligten profitieren.

### Der Aufschwung ist möglich

Dass der schwarze Kontinent schon jetzt ausreichend Potenzial für den landwirtschaftlichen Aufschwung besitzt, zeigen Beispiele aus drei ostafrikanischen Ländern: Im erosionsgeschädigten und unter Dürre leidenden Hochland Nordäthiopiens schufen die Welthungerhilfe und ihre Partner mit Erosionsschutz und kalkuliertem Wassereinsatz Obstgärten. Im dicht bevölkerten Nachbarland Ruanda, dessen Regierung die Landwirtschaft systematisch stärkt, entstehen in trockengelegten Sumpfbereichen Reis-, Gemüse- und Obstkulturen für Subsistenzbauern, die künftig einen Teil ihrer Ernte verkaufen und mit ihrer Kaufkraft die Nachfrage nach anderen Produkten belegen.

Im ugandischen Westen, wo die Landwirtschaft wegen eines inzwischen beigelegten Konfliktes lange Zeit brach lag und die Bewohner deshalb von ausländischen Nothilfeleistungen abhängig waren, haben die Menschen inzwischen wieder gelernt, ihren Nahrungsmittelbedarf selbstständig zu produzieren und einen Teil der im Ausland geschätzten Produkte zu verkaufen. Die nachfolgenden Reportagen zeigen, wie die Menschen – anfangs Empfänger von Überlebenshilfe – ihr Leben und die Entwicklung ihrer Landwirtschaft selbst in die Hand nehmen.

Thomas Veser ist Journalist in Kreuzlingen/Schweiz.

Dossier: *Landwirtschaft in Afrika*

## Papayas wachsen in der Steinwüste

Im Norden Äthiopiens können sich die Menschen wieder selbst versorgen / Von Thomas Vesper

Schwer liegen die reifen Papayas in Ato Dagnos Händen. Für diese Prachtexemplare aus seinem Obstgarten wird der 45-jährige Bauer auf dem Markt den Höchstpreis verlangen. Und die zwei Birr (etwa 20 Cents) wird er auch bekommen, denn Papayas, vor einigen Jahren im nord-äthiopischen Hochland noch unbekannt, zählen dort heute zu den begehrtesten Früchten.

Nachdem Ato Dagno die ersten Setzlinge gepflanzt hatte, musste er sich fast vier Jahre gedulden. Dafür kann er jetzt pro Baum ein Dutzend Früchte ernten und sie mit anderem Gemüse aus seinem Garten mühelos absetzen. Seine Familie wohnt längst nicht mehr im traditionellen Tukul-Rundbau aus Lehm mit Strohdach. Dank steigender Einkünfte leistet man sich ein blechgedecktes Wohnhaus aus Backstein. Stolz führt Ato die kürzlich erworbenen Rinder vor, die er auf seinen Äckern als Zugtiere einsetzt.

Hinter Atos blühendem Gartenreich und den Feldern zeigt sich Nordäthiopiens Hochland von einer anderen Seite: Steine bedecken das weitgehend kahle Gebiet, dem Basaltkegel und Tafelberge einen herben Charme verleihen. Eine halbe Tagesreise von der ehemaligen Kaiserresidenz Gondar entfernt, gehören die Distrikte Ibat und Belessa zu den trockensten Landstrichen des Nordens.

**Regen spült den Boden weg**

Gleich zu Beginn der Regenzeit fällt fast der gesamte Niederschlag in kurzer Zeit. In Sturzfluten strömt das Wasser von den Hügeln, reißt Erde mit sich und vergrößert in den Tälern die „Lavaka“ genannten Erosionsfurchen. Deren unaufhörliches Wachstum geht zu Lasten der Kulturflächen, die zunehmend schrumpfen. Allzu nahe sollten die Bauern mit ihren Ochsen-



**Massive Mauern werden errichtet, um die Macht der Regenfluten zu brechen und die Berghänge vor Erosion zu schützen.**

pflügen den Furchenrändern nicht kommen, da bisweilen jäh ganze Schollen abbrechen und in die Tiefe rutschen.

In einem mittlerweile auf 160 Quadratkilometer angewachsenen Areal hat die Welthungerhilfe mit ihren Partnern von der Hilfsorganisation ORDA dieser fatalen Entwicklung einen Riegel vorgeschoben. Seit 1997 stärkt man dort den Bauern den Rücken. So entstand inmitten der Steinfelder eine blühende Landschaft mit einem Nahrungsmittelangebot, von dem man woanders nur träumen kann.

Für diesen Erfolg „waren nur wenige Elemente zu kombinieren“, berichtet ORDA-Projekt Koordinator Getu Hailu. Etwa der Bau von Bergterrassen und Schutzmauern. Sie brechen die Wucht der Was-

serfluten. So wird das Anwachsen der Erosionslöcher gestoppt. Als nächstes schuf man ein Netz von Bewässerungskanälen, die aus aufgestauten Flüssen gespeist werden. Wo immer nötig, wird Wald wieder aufgeforstet. Außerdem bauen die Menschen stabile Straßen, dafür werden sie mit Lebensmitteln oder Bargeld entlohnt.

**Fortbildung ist wichtig**

Nach und nach gewann man so die Bauern für neue Methoden und verbesserte die Erträge der Viehzucht. Wie die Anlagen für Erosionsschutz und Bewässerung richtig in Schuss gehalten werden, ist Thema von Fortbildungskursen. Zusätzlich unterstützt man unternehmerisch veranlagte Schmiede, Töpfer und Stickerinnen. Systematisch

werden bei dieser Vorgehensweise die Einheimischen damit vertraut gemacht, künftige Entwicklungen stärker eigenverantwortlich zu steuern.

Wie nachhaltig das Projekt das Leben der Menschen schon verändert hat, sieht man in Zeyite Damtes Garten. Die 30-jährige pflanzt Frisé-Salat, Kürbis, Papaya, Pfefferschoten, Tomaten und sogar Kaffee an. Ihre Familie kommt damit sehr gut über die Runden und muss nicht mehr, wie in früheren Zeiten, fast die Hälfte des Jahres in einem anderen Landesteil verbringen, um dort nach verfügbarem Kulturland Umschau zu halten.

Thomas Vesper ist Journalist in Kreuzlingen/Schweiz.

## „Die Ernährungssituation lässt sich stabilisieren“

Ein Gespräch mit Joachim von Braun, Direktor des Internationalen Forschungsinstituts für Ernährungspolitik (IFPRI)

**Welternährung (WE):** Was ist IFPRI und welche Ziele hat Ihr Institut?

**von Braun:** IFPRI ist ein internationales Forschungsinstitut mit Hauptsitz in Washington. Unsere Arbeit konzentriert sich auf Afrika, Asien und Lateinamerika. Seit fast 30 Jahren beschäftigen wir uns mit der Frage: Wie können wir den Hunger in der Welt effektiv und nachhaltig bekämpfen? Wir halten solide Forschung für extrem wichtig. Sie soll der Politik Hinweise geben, wo es Korrekturbedarf gibt.

Außerdem investieren wir bewusst in Training und Weiterbildung. Wir unterstützen die Unis bei der Ausbildung von Fachkräften, die gute Forschungsergebnisse in politische Praxis umsetzen können.

**WE:** Wie bewerten Sie die Agrarpolitik in Afrika?

**von Braun:** Die Agrar- und Ernährungspolitik Afrikas hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten viel davon versprochen, zu privatisieren, Märkte zu entwickeln und zu öffnen und neue Techniken bei Saatgut,

Dünger und Pflanzenschutz nach Afrika zu bringen. Der Erfolg ist leider relativ bescheiden. Die absolute Zahl der Hungernden ist weiter gestiegen.

Afrika steckt voller Strategien, die nicht praktikabel sind – weil es an Geld und Kapazitäten mangelt, weil es bei der Verwaltung hakt, weil es Korruption gibt. Der Agrarprotektionismus des Westens ist für die Kleinbauern ein Riesenproblem. Viele junge Afrikaner sehen keinen Sinn darin, eine berufliche Zukunft in der Landwirtschaft oder in der Verarbeitung ländlicher Produkte zu suchen. Und dabei könnten in diesem Sektor so viele Arbeitsplätze entstehen.

**WE:** Wie gehen die Afrikaner die Ernährungsprobleme an?

**von Braun:** Es gibt hoffnungsvolle Signale der politischen Führung Afrikas, die Bekämpfung des Hungers endlich ganz oben auf die Tagesordnung zu setzen. Im letzten Jahr haben die Staatschefs anlässlich der Vollversammlung der Afrikanischen Union die Landwirtschaft zum Thema



Joachim von Braun

Nummer Eins erklärt – mit dem Ziel, besonders auf dem Lande Beschäftigung und Einkommen zu schaffen. Eine weitere wichtige Initiative ist die afrikanische Entwicklungspartnerschaft NEPAD, die sich den wirtschaftspolitischen Problemen Afrikas widmet und dabei die Ärmsten der Armen in den Mittelpunkt stellen will.

Positiv ist auch, dass die politischen Konflikte in den letzten zwei Jahren abgenommen haben. Es herrscht oft das Bild, dass Afrika von einem Krieg in den nächsten stolpert. Das ist falsch. In wichtigen

Regionen herrscht heute Frieden. Doch natürlich gibt es noch immer fürchterliche gewaltsame Konflikte, etwa im Norden Ugandas oder im Westen Sudans. In einem solchen Umfeld ist der Hunger schnell wieder an der Tagesordnung.

**WE:** Was hat sich IFPRI von der Ernährungskonferenz in Kampala versprochen?

**von Braun:** Wir wollen die Verantwortlichen in Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Medien und Nichtregierungsorganisationen stärken und vernetzen, damit sie nach der Konferenz auf nationaler und regionaler Ebene zusammen arbeiten. Und wir wollen Strategien entwickeln, wie wir die Ernährungssituation in Afrika bis 2020 stabilisieren können. Unser Institut hat Forschungsergebnisse vorgelegt, die belegen, dass dies zu schaffen ist: mit zusätzlich fünf Milliarden Euro pro Jahr. Konzentrieren müssen wir uns dabei besonders auf Landwirtschaft, Infrastruktur, Gesundheit, verbessertes Know-how und gute Regierungsführung.

Das Interview führte Birte Detjen.

## Dossier: Landwirtschaft in Afrika

# Wie man sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zieht

In Ruanda werden aus Sumpfgeländen fruchtbare Reisfelder / Von Thomas Veser

Nebelschleier verhüllen die Hügelkuppen in der Provinz Gitarama, nur selten brechen Sonnenstrahlen durch die Wolkendecke. Niemand geht in diesen Tagen ohne Regenschutz aus dem Haus. Und tatsächlich: Gegen Mittag setzt hartnäckiger Sprühregen ein. Dennoch käme keiner von denen, die seit Wochen den Bewässerungskanal ausschachten, auf die Idee, Pickel und Schaufel zur Seite zu legen und sich ins Trockene zu flüchten.



Selbst als der Regen stärker wird, arbeiten sie unverdrossen weiter. „Wir wollen den Termin zur Fertigstellung unbedingt einhalten“, meint Fidel. Er ist für das Bauprojekt am Rande der Stadt Gitarama im Herzen Ruandas verantwortlich. Seine Arbeitskräfte, überwiegend Frauen aus den umliegenden Dörfern, nehmen es ohne Murren hin, hoffen sie doch, dass sich die Lebensbedingungen der Menschen hier nach Abschluss der Arbeiten spürbar verbessern.

Wenn das Wasser erst einmal durch die Bewässerungskanäle fließt, werden zunächst auf 40 Hektar der ehemaligen Sumpflandschaft Reisfel-

der angelegt. Rund die Hälfte der Ernte erhalten die Familien zur Selbstversorgung, 35 Prozent werden sie auf den Märkten verkaufen und damit an das ausgesprochen knappe Bargeld kommen. Der Rest wird als Saatgut zurückgelegt.

### Der Sumpf ist fruchtbar

Rund 160 000 Hektar groß sind die Sumpfgelände und Flussniederungen in der wasserreichen Provinz, die bisher landwirtschaftlich nicht erschlossenen Flächen sind die letzten Landreserven Ruandas. Auf einem Teil soll künftig ein ambitioniertes Regierungsprogramm gesetzt werden: In fünf Jahren will Ruanda von

ausländischen Reimporten unabhängig sein.

Um den Reisanbau zu ermöglichen, sind zunächst Arbeiten im Wassereinzugsgebiet nötig. Im ersten Schritt werden Unebenheiten im Boden beseitigt und die Hänge durch Terrassen stabilisiert. Bäume, Gräser und Leguminosen werden an den Böschungen der Bewässerungskanäle gepflanzt, um die kilometerlangen Wasserläufe zu schützen und die Erosion zu erschweren. Rund 1500 Menschen sind damit beschäftigt. Dafür werden sie mit Lebensmitteln entlohnt.

**Eifrig werden die Hacken geschwungen.** Die Menschen in Gitarama wissen: Es geht um ihre Zukunft.

Machten früher Überschwemmungen während der zwei Regenzeiten eine permanente landwirtschaftliche Nutzung unmöglich, wird das Wasser der Flussläufe künftig gezielt zum Reisanbaugelände geleitet und über Schieber den einzelnen Feldern zugeteilt.

### Monokulturen werden vermieden

Die Bodenqualität der trockengelegten Sümpfe ist so hervorragend, dass man dort mit jährlich bis zu drei Ernten rechnen kann. Rund 2600 Haushalte – zusammen 15 600 Menschen – können dann ihren kargen Speiseplan durch Reis ergänzen. Ersten Berechnungen zufolge darf man sich pro Hektar auf einen Ertrag von vier Tonnen Reis einstellen, wobei sich die Investitionen laut Projektleiter Protais Rukeramihigo mit gut 300 US-Dollar pro Hektar „in Grenzen halten“. Von Anfang an soll jedoch vermieden werden, dass auf den neu erschlossenen Flächen Reismonokulturen dominieren. „Wir empfehlen den Leuten nachdrücklich den Fruchtwechsel nach einigen Jahren“, betont er.

Außerdem spreche man mit den Gemeinden ab, was angebaut werden soll.

Schon jetzt wird deutlich, dass die Bewohner selbst aktiv geworden sind. In zahlreichen Arealen, die nicht für die Reiskulturen vorgesehen sind, nutzen sie den fruchtbaren Boden und legen bisweilen winzig kleine Felder an, wo sie Gemüse, Süßkartoffeln, Sorghum und tropische Früchte anbauen.

# Kleine Schritte, große Wirkung

Im Westen Ugandas wagen die Menschen einen Neuanfang – mit Erfolg / Von Birte Detjen

„Die Menschen hier brauchen Geld. Deshalb fördern wir Aktivitäten, die nicht nur die Ernährung sichern, sondern auch Einkommen schaffen“, sagt Azoli Bahati. Der ehemalige Lehrer ist Vorsitzender der einheimischen Organisation AMA, die in Ugandas westlichen Distrikten Kabarole und Bundibugyo arbeitet. Sie unterstützt vor allem Kleinbauern.

Der Schulbesuch der Kinder, Bekleidung, Medikamente: All das will bezahlt werden. Deshalb fördert AMA den Anbau von Produkten, die auf dem Markt gutes Geld bringen: etwa Passionsfrüchte, Vanille oder Kakao. Die Welthungerhilfe unterstützt die Organisation. Sie finanziert Werkzeuge, Saatgut und die Gehälter von Angestellten. Und sie berät AMA-Trainer bei der Schulung von Kleinbauern.

Die AMA hat ihren Hauptsitz in Bundibugyo. Bis vor wenigen Jahren lag der kleine Ort mitten in einem unsicheren und instabilen Gebiet. Die Rebellenarmee *Allied Democratic Front* (ADF) kämpfte in den Rwenzoribergen an der Grenze zum Kongo gegen die Truppen der ugandischen Regierung. Viele Menschen flohen aus ihren Dörfern in Vertriebenencamps. Dort waren die Flüchtlinge zur Untätigkeit gezwungen. Alkoholismus, Drogenkonsum, Kriminalität und Aids breiteten sich aus.

Heute ist es hier wieder friedlich. Doch die Menschen leiden noch immer an den Folgen des Kriegs. Viele müssen sich erst wieder daran gewöhnen, selbst für ihren Unterhalt aufzukommen. AMA unterstützt sie – und trägt so auch dazu bei, die Ernährungslage in der Region zu verbessern.



### Reiche Ernte...

Steven Muhereza hat über die AMA ein neues Leben gefunden. Gemeinsam mit seinem Kleinbauernverband hat er sich Azolis Organisation angeschlossen. Von AMA erhielt seine Gruppe Saatgut und Werkzeuge zu günstigen Preisen. AMA-Mitarbeiter schulten Steven und seine Kollegen. Sie zeigten ihnen, wie sie den Boden mit Kompost düngen können. Dass er fruchtbarer ist, wenn sie auf Monokulturen verzichten. Dass sie Bodenerosion verhindern, wenn sie kleine Gräben bauen, die das Wasser abfangen. Dass sie in einem kleinen Küchengarten Gemüse für den täglichen Bedarf züchten können. Und

dass sie mit Energiesparöfen weniger Feuerholz verbrauchen.

### ...auf unfruchtbarem Land

Bevor er AMA kennen lernte, dachte Steven, sein Land sei unfruchtbar. „Früher musste ich mit meinem Geld das Land anderer Leute pachten und bebauen. Jetzt kann ich es für den Haushalt und die Ausbildung der Kinder ausgeben“, erzählt der hagerer Mann. Auf seinem Feld wachsen Bananen, Kaffee, Kartoffeln und Gemüse. Überschüsse verkauft er auf dem Markt oder an Händler.

Stevens Beispiel hat Schule gemacht. Die Nachbarn sehen den Unterschied zwi-

schen ihren eigenen, kargen Feldern und dem grünen Land der AMA-Bauern. Manche Farmer schließen sich Stevens Gruppe an. Andere gründen eigene Organisationen, nehmen Kontakt zu AMA auf und bitten um Unterstützung.

Der Erfolg von AMA hat sich auch bei lokalen Politikern herumgesprochen. Viele bitten Azoli, seine Arbeit auf ihre Bezirke auszudehnen. Der hofft, dass viele Lokalverwaltungen das Modell übernehmen und an die Bauern weitergeben. „Ich möchte die Leute ermutigen, zusammenzuarbeiten“, meint Azoli. „Am Ende sollen alle zufrieden sein. Das ist unsere Philosophie.“

Birte Detjen arbeitet als Journalistin in Köln.

**Er ist sichtlich stolz auf seine prachtvollen Passionsfrüchte – und das alles auf Land, das als unfruchtbar galt.**

Auf der Erde leben schon jetzt zu viele Menschen. Die einzig tragfähige Lösung für den Planeten – angesichts immer höherer Ansprüche seiner Bewohner – liegt in einer drastischen Reduktion der Geburten und damit langfristig der Weltbevölkerung. So jedenfalls die provokative Aussage des Autors, der an dieser Stelle zukünftig wechselnde Themen zur kontroversen Diskussion stellt.

# Kontrovers



## Für wie viele Menschen reicht die Erde?

Bei wachsenden Ansprüchen werden Ressourcen knapp / Von Reinold E. Thiel

In der Diskussion über Bevölkerungsprobleme gibt es zwei entgegengesetzte Argumentationen. Die einen beklagen die zunehmende Vergrößerung in den Industrieländern, speziell in Deutschland. Es müssten mehr Kinder geboren werden, der Staat müsse dies fördern, damit die Alterspyramide wieder in Form komme.

Die anderen befürchten, dass das Wachstum der Weltbevölkerung in absehbarer Zeit die Belastbarkeit der Erde überschreiten werde. Das globale Bevölkerungswachstum müsse eingeschränkt werden. Die beiden Auffassungen stehen in eklatantem Widerspruch zueinander. Können sie nebeneinander existieren?

### Bevölkerungsexplosion ab 1900

Ein rasantes Wachstum der Weltbevölkerung hat das 20. Jahrhundert geprägt. Hunderttausende von Jahren hatten sich Geburt und Tod nahezu die Waage gehalten. Um 7000 v. Chr. lebten etwa zehn Millionen Menschen, um Christi Geburt 160 Millionen, um 1900 rund 1,6 Milliarden.

Dann kamen die enormen Fortschritte der Medizin. Hundert Jahre später betrug die Weltbevölkerung schon sechs Milliarden. Der Weltbevölkerungsbericht von 1991 prognostizierte zehn, vielleicht sogar 12,5 Milliarden für das Jahr 2050. Doch wie viele Menschen kann die Erde tatsächlich tragen?

William Rees und Mathis Wackernagel haben 1996 in ihrem Buch „Our Ecological Footprint“ vorgerechnet: Verbrauchten alle Menschen soviel wie die Amerikaner, wären drei Erdkugeln nötig, um dafür die Ressourcen bereitzustellen. Doch selbst bei bescheidenerem Lebensstil bietet die Erde nur Platz für drei bis vier Milliarden Menschen. Der Ulmer Politologe Franz-Josef Radermacher sah die Tragfähigkeit der Erde langfristig sogar bei nur einer Milliarde. Muss das Wachstum also eingeschränkt oder gar umgekehrt werden? Sollen weniger Kinder geboren werden?

1994 fand in Kairo die Dritte Weltbevölkerungskonferenz statt. Von ihr wurden Vorschläge zur Einschränkung des Bevölkerungswachstums erwartet. Aber eine weltweite Kampagne im Vorfeld erklärte das Problem für nicht existent. In Deutschland sprach das Informationszentrum Dritte Welt vom „Mythos der Bevölkerungsexplosion“, die BIJKO-Pharma-Kampagne proklamierte, es gebe „kein globales Bevölkerungsproblem“, und in der „Erklärung von Bern“ hieß es, Bevölkerungspolitik sei „eine Waffe zur Kontrolle der Armen und der Frauen“. Die Kampagne erreichte ihr Ziel: Statt weniger Kinder anzunehmen, schrieb das Schlussdokument der Konferenz das Recht auf freie Entscheidung über die Zahl der Kinder fest. Kein Wort von einer Reduzierung der Wachstumsraten. Charlotte Höhn, Leiterin des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, erklärte: „Daran dürfen wir nicht einmal denken!“

Die Konferenz von Kairo liegt zehn Jahre zurück. Eine Kairo-Plus-10-Konferenz, obwohl UN-üblich, findet nicht statt, obwohl Japan sich als Austragungsort angeboten hat. Die UN-Bevölkerungskommission in New York verkündete beschämt, die in Kairo formulierten Ziele seien verfehlt worden, aber weiterhin dringlich. Warum gab es keine Nachfolgekonferenz? Die USA wollten es nicht. Die USA sind gegen Aufklärung und Verhütung – aber angesichts einer seit Kairo um eine weitere Milliarde angewachsenen Bevölkerung wollten sie das wohl nicht auf einer großen Weltkonferenz zu Protokoll geben. Und auch sonst liegen die Meinungen heute weiter auseinander als vor zehn Jahren.

### Nach 2025 weniger Geburten

Und die Probleme sind noch deutlicher geworden. Es ist eingetreten, was lange befürchtet wurde. Die Menschen in den neu industrialisierten Ländern stellen dieselben Ansprüche wie die in den alten Industrieländern. China ist nach den USA der

größte Erdölverbraucher. Gleichzeitig konstatieren die Geologen, dass mehr Erdöl verbraucht als an neuen Vorräten entdeckt wird. Chinas Nachfrage nach Stahl, Kupfer und Getreide treibt die Weltmarktpreise in die Höhe. Die Ressourcen der Welt reichen für eine wachsende Bevölkerung mit wachsenden Ansprüchen nicht aus.

Andererseits mehren sich seit einem Jahrzehnt die Zeichen, dass das Bevölkerungswachstum sich verlangsamt. „Die Bevölkerungs-Impllosion“ hieß ein beachteter Artikel von Nicholas Eberstadt vom April 2001. In den alten Industriestaaten (mit Ausnahme der USA) werden heute weniger Kinder geboren als zur Erhaltung der Bevölkerungszahl nötig wäre. Die *Newly Industrialized Countries* ziehen nach, auch China. Selbst in Ländern wie Tunesien, der Türkei, Iran oder Sri Lanka stagnieren die Geburten. Sogar in sehr armen Ländern wie Kenia oder Bangladesch, ist die Zahl der Kinder pro Frau erheblich gesunken. Die Familienplanungsprojekte haben gewirkt. „Die große globale Geburtenwelle wird um 2025 ihren Höhepunkt erreichen und dann abflauen“, schreibt Eberstadt. Die Bevölkerung wird dann noch eine Weile wachsen, aber einige Jahrzehnte später wird auch sie schrumpfen. Für China erwartet man den Beginn des Schrumpfungsprozesses ab 2030.

### Drei Milliarden sind genug

Eine gute Entwicklung, aber sie kommt spät. Es wird bis dahin neun oder zehn Milliarden Menschen auf der Erde geben, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die großen Verteilungskriege dann schon begonnen haben. Vielleicht war der Irakkrieg der erste davon.

Vor diesem Hintergrund ist es töricht, die Überalterungsprobleme in den alten Industrieländern mit höheren Kinderzahlen zu lösen. Bei uns hat der Prozess des „demographischen Wandels“, also des Wegs zu stabilen Bevölkerungszahlen, begonnen, auf dem alle anderen Nationen

**Bekommen alle etwas ab?** Wasser ist vielerorts schon heute knapp – einer der Rohstoffe, um die bei wachsender Weltbevölkerung in Zukunft Kriege entbrennen könnten.

uns werden folgen müssen. Die Menschheit wird langfristig, in ein oder zwei Jahrhunderten, auf zwei oder drei Milliarden schrumpfen müssen. Wer das bestreitet, verschließt seine Augen vor der Realität.

Wenn aber der Weg über eine Erneuerung der Bevölkerungspyramide uns verschlossen ist, welchen gibt es dann? Die Antwort werden die Ökonomen geben müssen. Wir brauchen einen völlig neuen ökonomischen Ansatz: ein Wirtschaftssystem, das Produktivitätszuwächse so verteilt, dass die schrumpfende Zahl der Menschen im arbeitsfähigen Alter dadurch ausgeglichen wird. Sicher wird dabei auch angesichts längerer Lebensdauer die Periode aktiver Arbeit verlängert werden müssen. Und das soziale Sicherungssystem darf nicht mehr allein aus dem (schrumpfenden) Arbeitseinkommen finanziert werden. Dazu muss die gesamte Wertschöpfung der Gesellschaft herangezogen werden, vor allem auch Einkommen aus Kapital. Das Wachstum des Kapitals reicht aus, um die abnehmende Zahl der Menschen im arbeitsfähigen Alter auszugleichen – man muss es nur dafür heranziehen. Die Ansätze sind also in der heutigen Diskussion schon vorhanden. Aber es bleibt nicht viel Zeit, um sie zu Ende zu denken.

Reinold E. Thiel arbeitet als freier Journalist. Er war bis Ende 2003 Chefredakteur von „Entwicklung und Zusammenarbeit“.

### Literatur zum Weiterlesen

Nicholas Eberstadt: The Population Implosion, in: Foreign Policy, March/April 2001

Mathis Wackernagel, William Rees: Our Ecological Footprint. Gabriola-Insel (Kanada), New Society, 1996

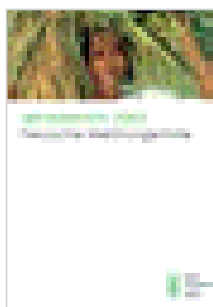
UNFPA/Deutsche Stiftung Weltbevölkerung: Weltbevölkerungsbericht 2003, Oktober 2003

Franz-Josef Radermacher: Balance oder Zerstörung. Wien, Ökosoziales Forum Europa, 2002

OECD: Reforms for an Ageing Society, Bonn 2002

Ecopop: Entwicklung der Weltbevölkerung, www.ecopop.ch





# Welthungerhilfe zufrieden mit Jahresergebnis 2003

Neuer Jahresbericht wurde im Mai in Berlin vorgestellt. Zweitbestes Ergebnis seit Gründung der Deutschen Welthungerhilfe

2003 hat die Deutsche Welthungerhilfe das zweitbeste Ergebnis in ihrer 42-jährigen Geschichte erzielt: 66 Millionen Euro an öffentlichen Zuschüssen und 25 Millionen Euro an Spenden standen für die Arbeit zur Verfügung.

**W**ichtigster öffentlicher Zuschussgeber war – wie auch im Vorjahr – die Europäische Union mit 28,5 Millionen Euro, gefolgt vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung mit 17,5 Millionen und dem Welternährungsprogramm mit knapp elf Millionen. Weitere 8,6 Millionen Euro an Fördermitteln erhielten wir vom Auswärtigen Amt, USAID und anderen.

#### Vier Millionen Menschen unterstützt

Mit den uns anvertrauten Projektgeldern von 84,5 Millionen Euro konnten wir im vergangenen Jahr 137 Projekte in 39 Ländern neu bewilligen. 57 Prozent der Mittel wurden in Afrika, 33 Prozent in Asien eingesetzt.

Die höchsten finanziellen Zusagen gingen an Mosambik, gefolgt von Angola, Indien, der Demokratischen Republik Kongo und Äthiopien. Dies sind Länder, die von Kriegen zerstört oder von Naturkatastrophen heimgesucht wurden oder in denen – wie in Indien – große Teile der Bevölkerung in extremer Armut leben.

Insgesamt haben wir im vergangenen Jahr mit unseren Projekten etwa vier Millionen Menschen unterstützt. Der Trend, vorrangig Kriseninterventionen zu finan-

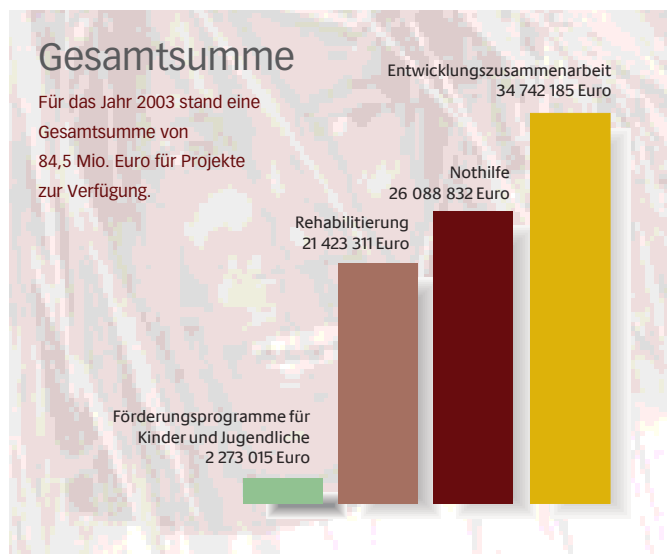
zieren, setzt sich weiter fort. Im landwirtschaftlichen Sektor flossen 21 Prozent der Mittel in Projekte, 57 Prozent in Nothilfe und Wiederaufbau. Weitere Schwerpunkte waren die Förderung von Kindern und Jugendlichen und der Zivilgesellschaft.

Im Inland warb die Deutsche Welthungerhilfe gemeinsam mit vielen Partnern aus Politik, Schulen und Medien für eine gerechtere Zusammenarbeit mit der Dritten Welt: mit bundesweiten Aktionen, Dialogforen, Fachtagungen und Konferenzen, Sport- und Kulturveranstaltungen und der Herausgabe vieler Informationsmaterialien.

#### Etwas weniger Spenden

Tausende von Spenderinnen und Spendern unterstützten die Arbeit der Welthungerhilfe mit ihrem finanziellen Beitrag – wie auch rund 500 Ehrenamtliche, die unter anderem Sammelaktionen oder Benefizkonzerte organisierten.

Allerdings verzeichnete die Deutsche Welthungerhilfe 2003 im Vergleich zum Vorjahr einen leichten Rückgang bei Spenden und öffentlichen Zuschüssen – eine Folge der unsicheren wirtschaftlichen und sozialen Lage in unserer Gesellschaft und knapperen Mitteln bei öffentlichen Geben.



Auch in diesem Jahr hat uns das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) in Berlin sein Spendensiegel verliehen. Damit hat das Institut die Transparenz unserer Mittelverwendung und die Angemessenheit der Verwaltungsausgaben gewürdigt. Die Verwaltungsausgaben lagen 2003 bei 4,83 Prozent der Gesamtaufwendungen.

Den vollständigen Jahresbericht finden Sie im Internet unter [www.welthungerhilfe.de/WHHDE/aktuelles/presse\\_archiv/welthungerhilfe\\_jahresbericht\\_2003.html](http://www.welthungerhilfe.de/WHHDE/aktuelles/presse_archiv/welthungerhilfe_jahresbericht_2003.html)

Oder Sie bestellen ihn direkt bei der Deutschen Welthungerhilfe:  
Telefon 0228-22 88 134  
oder [info@welthungerhilfe.de](mailto:info@welthungerhilfe.de)

## „Stiften heißt dauerhaft und nachhaltig helfen“

Ein Gespräch mit Dr. Volker Hausmann, Geschäftsführer der Stiftung Deutsche Welthungerhilfe

**Welternährung (WE):** Die Stiftung Deutsche Welthungerhilfe wurde 1998 gegründet. Was unterscheidet sie von der Hilfsorganisation Deutsche Welthungerhilfe e.V.?

**Volker Hausmann:** Wir führen keine eigenen Projekte in Entwicklungsländern durch, sondern unterstützen mit den Erträgen aus dem Stiftungskapital ausgewählte Projekte der Welthungerhilfe.

Da das Stiftungskapital nicht angetastet wird, können wir Jahr für Jahr die Erträge zur Verfügung stellen. Dies ist gerade für die Finanzierung langfristiger Projekte von großer Bedeutung.

**WE:** Wann ist denn langfristige Hilfe besonders wichtig?

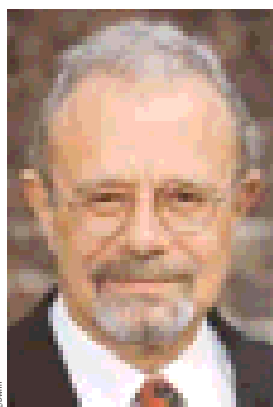
**Volker Hausmann:** Vor allem bei Bildung und Ausbildung von Kindern, Jugendlichen und Frauen.

Bildung ist die wichtigste Voraussetzung, damit Menschen ihr Leben selbst in die Hand nehmen können.

**WE:** Wie erhält die Stiftung das nötige Kapital für ihre Arbeit?

**Volker Hausmann:** Für Menschen, die die Arbeit der Welthungerhilfe unterstützen wollen, bieten wir als Ergänzung zum Spenden die verschiedenen Formen des Stiftens an.

Innen ist gemeinsam, dass sich dadurch das Stiftungskapital, das die Welthungerhilfe bei der Gründung zur Verfügung gestellt hat, erhöht. Daraus ergeben sich dann Jahr für Jahr höhere Erträge für die Projekte.



Dr. Volker Hausmann

**WE:** Aber Sie spekulieren nicht mit dem anvertrauten Geld?

**Volker Hausmann:** Nein, auf keinen Fall. Wir sind dazu verpflichtet, das Stiftungsvermögen zu erhalten. Deshalb verzichten wir auf Aktien und wählen sichere Formen der Vermögensanlage.

Am liebsten sind uns deutsche oder europäische Staatspapiere. Das hat natürlich auch Nachteile. Denn derzeit sind die Zinsen niedrig.

**WE:** Neben der Zustiftung gibt es ja auch

noch weitere Stiftungsformen, zum Beispiel die Treuhandstiftung.

**Volker Hausmann:** Der normale Beitrag zu unserem Stiftungskapital ist die Zustiftung. Daneben bieten wir auch an, unter unserem Dach eine Treuhandstiftung zu errichten. Sie ist dauerhaft mit dem Namen des Stifters verbunden und genießt aufgrund des gemeinnützigen Engagements dieselben steuerliche Vorteile wie eine rechtsfähige Stiftung.

Oder ein eigener Stiftungsfonds: Hier kann der Stifter bestimmen, für welches Projekt das Geld verwendet wird, zum Beispiel für ein Heim in Mosambik, das Mädchen eine saubere Unterkunft, ausreichende Nahrung und eine ordentliche Ausbildung ermöglicht.

**WE:** Ist auch ein kurzfristiges Engagement möglich? Gerade in Zeiten von Arbeitslosigkeit und Rentenkürzungen weiß ja niemand, was die Zukunft bringt.

**Volker Hausmann:** Dafür bieten wir ein Stifterdarlehen an. Das Geld steht uns leihweise zur Verfügung, die Zinsen fließen in die Projekte, das Darlehenskapital kann aber zurückgefordert werden, wenn es für persönliche Zwecke benötigt wird. Durch ein Vermächtnis kann sichergestellt werden, dass uns das Darlehen im Erbfall dauerhaft zur Verfügung steht.

**WE:** Wie sehen die steuerlichen Vorteile denn bei dauerhaften Zuwendungen aus?

**Volker Hausmann:** Bei Spenden und Stiftungen gibt es zusätzlich zu den normalen steuerlichen Vorteilen einen Steuerabzugsbetrag bis zu 20 450 Euro im Jahr. Für die Treuhandstiftung gibt es einen einmaligen Freibetrag von 307 000 Euro.

**WE:** Die Stiftung kann auch per Testament als Erbe eingesetzt werden. Welches war die interessanteste Erbschaft seit ihrer Gründung?

**Volker Hausmann:** Der interessanteste Erbfall für die Welthungerhilfe liegt schon einige Jahre zurück. Wir haben einen Bauernhof geerbt, mit Hofgebäuden, Ackerflächen, Wiesen, Wald und ein paar Moorstücken.

Das ist natürlich nicht die Regel. Erbinsetzungen kommen insbesondere vor, wenn Menschen keine direkten Nachkommen haben und vermeiden wollen, dass ihr Lebenswerk an entfernte Verwandte oder an den Staat übergeht.

Das Interview führte Hilde Herzog, Mitarbeiterin der Welthungerhilfe.

Weitere Informationen über die Stiftung Deutsche Welthungerhilfe finden Sie unter [www.stiftung-dwhh.de](http://www.stiftung-dwhh.de)

**Bildung ist die wichtigste Voraussetzung, damit Menschen ihr Leben selbst in die Hand nehmen können.**

## Aktionen und Berichte

# Norddeutsche Landfrauen laufen für indische Bäuerinnen

Sternlauf in Schleswig-Holstein brachte knapp 25 000 Euro ein / Von Birgit Rücker



Wer am 6. März zum „Boßeln“ nach Aukrug kam, wollte nicht nur seine Geschicklichkeit in der nordfriesischen „Nationalsportart“ unter Beweis stellen. Das Kugelweitwerfen war eine der Disziplinen bei einer groß angelegten Lebenslauf-Aktion für die Welthungerhilfe. Initiiert hatte das Ereignis der schleswig-holsteinische Landfrauenverband anlässlich des Weltfrauentages.

Landfrauen bewegen das Land – das war das Motto des Tages: Der Landesverband in Schleswig-Holstein hatte seine 40 000 Mitglieder und viele weitere Interessierte zu einem Sternlauf aufgerufen – als sportliche Unterstützung für ein Projekt der Welthungerhilfe in Südtindien.

Dort, in der Provinz Tamil Nadu, werden Landfrauen bei der Existenzgründung gefördert. Über ein spezielles Spar- und Kreditprogramm bekommen die Frauen Startkapital für wichtige Anschaffungen, etwa eine Kuh, eine Nähmaschine oder ein Bügeleisen. Das ist der Grundstein, mit dem die Frauen für sich und ihren Familien neue Einkommensquellen erschließen können.

Vom Sinn dieser Frauenförderung mussten die norddeutschen Landfrauen nicht erst überzeugt werden. Carin Palm, Kreisvorsitzende aus Husum: „Es ist wie überall auf der Welt, wenn Frauen das Geld in die Hand bekommen, hat die ganze Familie etwas davon.“ Um an einer der zahlreichen Lebenslauf-Veranstaltungen

teilzunehmen, musste ein Startbutton gegen eine Mindestspende von einem Euro erworben werden. Fast alle 184 Ortsverbände hatten eigene Sternmärsche organisiert.

## Überall wurde gewalkt oder gewandert

Von Nordfriesland bis ins Herzogtum Lauenburg wurde gelaufen, gewalkt, gewandert, „geboßelt“, geritten oder geskated. Im Kreis Pinneberg setzten die Landfrauen bei einem Marsch um den Ranzauer See nicht nur sich, sondern auch eine aufgeblasene Weltkugel in Bewegung, in Rendsburg wanderten sie gemeinsam zu einem Vortrag über Indien, in Segeberg wurden begleitend zum Sternenmarsch Stiefmütterchen gepflanzt.

Gemeinsam trugen alle Landfrauen Puzzelteile „ihres“ Ortsverbandes zu einem großen Gesamtbild Schleswig-Holsteins zusammen. Das phänomenale Ergebnis der „bewegten“ Landfrauenaktion für die Landfrauen in Südtindien: 24 548 Euro!



Bei Frauen ist das Geld am besten aufgehoben: Ministerpräsidentin Heide Simonis, Ingeborg Schäuble und Erika Lenz, die Vorsitzende der Deutschen Landfrauen, bei der Scheckübergabe.

Schirmherrin und Ministerpräsidentin Heide Simonis und DWHH-Vorsitzende Ingeborg Schäuble dankten den Landfrauen bei der Scheckübergabe am 8. März für ihren Einsatz und die unerwartet hohe Spendensumme. Mit diesem Geld könnten „die indischen Frauen sich nicht nur um ihr eigenes Projekt, sondern auch um das eines ganzen Dorfes kümmern“, freute sich Frau Schäuble.

Der deutsche Landfrauenverband ist Gründungsmitglied und aktiver Mitgliedsverband der Welthungerhilfe. Die schleswig-holsteinischen Landfrauen unterstützen seit über zwanzig Jahren Projekte, mit denen die Welthungerhilfe auf dem Land lebenden Frauen und ihren Familien Starthilfen für eine gesicherte Existenz bietet.

Birgit Rücker ist Journalistin in Bonn.

# „Partnerschaft für Wasser“ in Hamburg gestartet

20 prominente Paten setzen sich für die Welthungerhilfe ein / Von Wiebke Spannuth

Sie hat alles, was man sich nur wünschen kann: prominente Fürsprecher, Unterstützung durch Politik und Medien, engagierte Paten und öffentlichen Zuspruch. Die „Partnerschaft für Wasser“ verbindet ein Jahr lang die Deutsche Welthungerhilfe und die Hansestadt Hamburg.



Politiker, Partner, Paten – alle kamen zum Auftakt der Wasserpartnerschaft im Hamburger Rathaus.

Zum Auftakt trug sich DWHH-Vorstandsvorsitzende Ingeborg Schäuble am 14. April ins Goldene Buch der Stadt Hamburg ein. Zur Pressekonferenz kamen zahlreiche Paten und Unterstützer des Partnerschaftsjahres: darunter TV-Moderatorin Gabi Bauer, Professorin Loki Schmidt, der Schriftsteller Ralph Giordano und Tierparkchef Carl-Claus Hagenbeck. 20 „Promis“ setzen sich dieses Jahr für sauberes Trinkwasser in kubanischen Kindergärten ein, für Brunnenbau in Mali und Landgewinnung in Indien. Eindrucksvoll mahnte Ralph Giordano: „Natürlich ist unsere Hilfe nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Aber die Partnerschaft ist auch ein Appell, dass viele dieser Tropfen zusammenkommen müssen, damit dieser Stein gekühlt wird und nicht explodiert.“ Eine solche Explosion, so warnte Giordano, würde auch die Menschen in Europa treffen. Als „moralische Verpflichtung“ sieht es Hamburgs Erster Bürgermeister Ole von Beust, den

ärmeren Ländern einen Teil des Wohlstands zurück zu geben: „Schließlich haben wir unseren Wohlstand dem Wasser zu verdanken.“

## Mit Laufband und Kaffeebar

Mit phantasievollen Ideen helfen die Paten und Unterstützer: Sportartikel-Hersteller Reebok etwa stellte beim Olympus-Marathon im April ein Laufband auf. Für jeden von Besuchern gelaufenen Kilometer spendete Reebok fünf Euro. Kaffee-König Albert Darboven sponserte beim Hamburger Hafengeburtstag im Mai eine Kaffeebar am Stand der Welthungerhilfe. Dort, mit bester Aussicht auf die einlaufenden Freigatten, erholten sich viele Passanten von den Strapazen des Festes. Der Erlös von 1,50 Euro pro Tasse fließt in ein Partnerprojekt.

Zum Ausklang des Hafengeburtstages konnten sich die Gewinner der Tombola ihre Preise abholen: Freikarten für Theater, Kabarett und Musical, für das Völkerkun-

demuseum und für den berühmten Tierpark Hagenbeck. Besitzer Carl-Claus Hagenbeck erklärte, warum er sich für die Partnerschaft zwischen Hansestadt und Welthungerhilfe stark macht: „Sie hilft den Menschen, sich selbst zu helfen, indem sie Brunnen bohrt und Schulen baut. Das Wasser ist die Gegenwart, die Schulen sind die Zukunft.“

So hat der Appell der DWHH-Vorstandsvorsitzenden Ingeborg Schäuble an die Hamburger offensichtlich seine Wirkung nicht verfehlt: „Hamburg ist eine wohlhabende, aber auch eine sehr internationale und weltoffene Stadt“, sagte Schäuble zum Auftakt der Partnerschaft. „Ich denke, dass es hier möglich ist, Menschen zu gewinnen, die sich für die Probleme dieser Welt interessieren. Denn es gibt neben der konkreten Hilfe, die getan werden muss, auch viele Ungerechtigkeiten, die man ändern kann.“

Wiebke Spannuth ist Journalistin in Hamburg.

## Wasserpartnerschaft: Die nächsten Termine

- 27.06.04 **„108. IDEE-Hansa-Preis“** Der J. J. Darboven Konzern spendet die Einnahmen der Kaffeebar in Publikums- und VIP-Bereich; Galopprennbahn Hamburg-Horn
- 22.07.04 **Kinderlesung „Die Entführung der Geister“** von Marliese Arold zu Gunsten der DWHH (Kooperation mit der HanseMerkur); Zeppelin-Theater
- 28.07.04 **Kinderlesung „Conni und der Liebesbrief“** von Julia Boehme zu Gunsten der DWHH (Kooperation mit der HanseMerkur); Hamburger Schulmuseum
- 2.08.04 **Lesung „Die Medlevinger“** von Kirsten Boie zu Gunsten der DWHH (Kooperation mit der HanseMerkur); Speicherstadtmuseum
- 3.08.04 **Lesung „Tintenherz“** von Cornelia Funke zu Gunsten der DWHH (Kooperation mit der HanseMerkur); Gruft unter der St.-Michaelis-Kirche
- 19.09.04 **Aktion zum Weltkindertag** am Museum für Völkerkunde, Präsentation einer Original-Wasseraufbereitungsanlage und Angebot von Wasserspielen für Kinder
- 24.09. – 03.10.04 **Woche der Welthungerhilfe** in Hamburg und bundesweit
- 24.09.04 **Auftaktveranstaltung** zur „Woche der Welthungerhilfe“ im Rahmen eines **literarisch-musikalischen Festakts** im Rathaus, Moderation: Gabi Bauer
- 28.09.04 **Abendveranstaltung zum Thema Kinderarbeit** mit der malischen Agrarökonomin Rokia Goldmann, Museum für Völkerkunde
- 29.09.04 **Lebenslauf-Tag an Hamburger Schulen** (gemeinsam mit Schulam- und Hamburger Leichtathletik-Verband)
- 29.09.04 **Abendveranstaltung „Stimmen der Vergessenen – Gedichte und Prosa bedrohter Völker“** mit dem indischen Künstler Pronab Mazumdar, Museum für Völkerkunde
- 30.09.04 **Podiumsdiskussion „Afrika muss handeln – aber mit wem?“**, veranstaltet von Welthungerhilfe, dem Institut für Afrika-Kunde und dem Bundesverband des Groß- und Außenhandels
- 1.10.04 **Abschlussfest der Aktion „WeltFrühstück“** mit Hamburger Schulen
- 3.10.04 **Wassersymposium** im Museum für Völkerkunde, Schirmherr: Prof. Klaus Töpfer

# Jobben statt Schule

Jobben statt Schule heißt es für die Schülerinnen und Schüler von über 200 Schulen in Nordrhein-Westfalen bei der „Aktion Tagwerk“ am 15. Juli 2004. Doch es handelt sich nicht um Kinderarbeit: Die jungen Menschen werden zur besten Unterrichtszeit für einige Stunden jobben und ihr „Gehalt“ Schul- und Ausbildungsprojekten in Entwicklungsländern spenden. Bei der Auftaktveranstaltung am 5. Mai in Köln unterzeichnete Ministerin und Schirmherrin Bärbel Höhn den Arbeitsvertrag mit ihrem „Tagwerker“ Frank Franke. Die Schüler bereiten die Aktion im Unterricht vor und suchen sich selber ihre Arbeitgeber. Jüngere Schüler können sich über die Organisation von Flohmärkten oder Lebensläufen in Zusammenarbeit mit der Welthungerhilfe beteiligen. Der Verein Aktion Tagwerk wird von verschiedenen entwicklungspolitischen Organisationen getragen, darunter auch die Deutsche Welthungerhilfe.



Keine Kinderarbeit: Bärbel Höhn unterzeichnet Arbeitsvertrag mit „Tagwerker“ Frank Franke.

Weitere Informationen unter:  
www.aktion-tagwerk.de

## Welthungerhilfe-Team startet beim Münster-Marathon

Erstmals geht die Deutsche Welthungerhilfe bei einem Marathon mit einem eigenen Laufteam an den Start. Am 5. September wird beim Münster-Marathon, dem Charity-Partner der DWHH, eine sportlich wie humanitär ambitionierte Mannschaft antreten. Bis heute haben sich elf Läuferinnen und Läufer angemeldet, die mit der Startnummer 1115 ausdrücklich für das Spendenkonto der Deutsche Welthungerhilfe ins Ziel laufen wollen. Wer auch für die Welthungerhilfe und damit für den guten Zweck starten möchte, kann sich bis zum 31. August noch anmelden bei:

Deutsche Welthungerhilfe, Aktionsteam Lebensläufe  
Simone Loose, Adenauerallee 134, 53113 Bonn, Telefon (0228) 22 88 160

# Für eine Handvoll Dollar

Vor zwanzig Jahren lebten rund 1,5 Milliarden Menschen von weniger als einem Dollar am Tag. Das waren damals 40 Prozent der Weltbevölkerung. Heute gelten „nur“ noch etwa 1,1 Milliarden Menschen – also rund 21 Prozent aller Erdbewohner – als extrem arm.

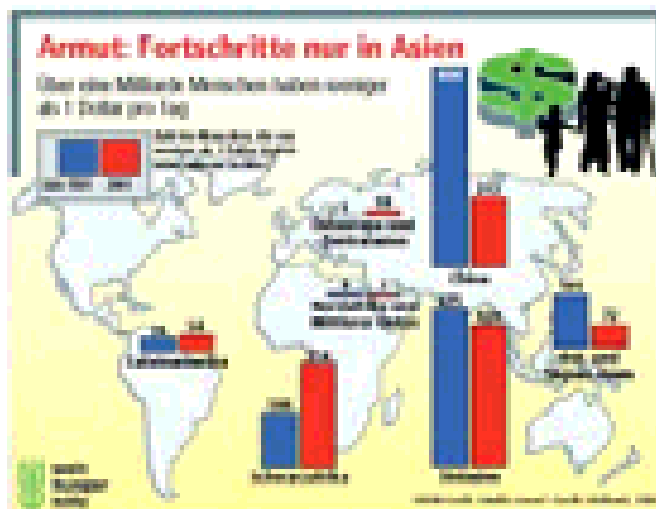
Die Weltbank führt diesen Erfolg vor allem auf die rasante wirtschaftliche Entwicklung in Südostasien und insbesondere in China zurück. Dagegen hat sich die Situation in Afrika verschlechtert – und in Osteuropa und Zentralasien hat sich extreme Armut seit der Öffnung des so genannten Ostblocks überhaupt erst entwickelt.

### Jeder Dritte hat weniger als zwei Dollar

Betrachtet man freilich die Zahl der Menschen, die weniger als zwei Dollar täglich zur Verfügung haben, ergibt sich seit 1981 ein Anstieg von damals knapp 1,6 auf heute über 2,1 Milliarden – und diese Zahl wächst weiter. Anders ausgedrückt: Jeder dritte Bewohner der Erde lebt von weniger als zwei Dollar am Tag. Besonders bedrückend ist die Lage in Afrika südlich der Sahara und in Südasien – dort sind es drei Viertel aller Einwohner.

Experten führen die Fortschritte in China und Südostasien nicht nur auf das bloße Wirtschaftswachstum in diesen Ländern zurück. Erfolgreich waren nur die Staaten, die Wachstum mit Investitionen ins Bildungs- und Gesundheitswesen verbunden.

Die Errungenschaften von Wirtschaftswachstum allein „erreicht die Armen in der



Regel nur langsam“, heißt es in einer Weltbank-Studie. Weit entfernt scheint das Ziel der Vereinten Nationen, bis zum Jahr 2015 die Zahl der extrem Armen zu halbieren.

Auch die angestrebte drastische Senkung der Kindersterblichkeit und eine bessere Grundschulbildung für alle Kinder dürfte nicht erreicht werden.

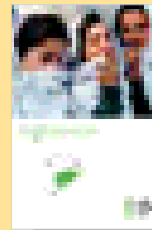
Die Weltbank macht dafür auch die Handelsschranken und die Agrarsubventionen der reichen Länder verantwortlich.

Rund 70 Prozent der Bevölkerung in den ärmsten Ländern arbeiten in der Landwirtschaft. Doch die Exportchancen für Agrarprodukte aus diesen Ländern sind schlecht. Den Weg aus dieser Misere zeigt die Weltbank ebenfalls auf: Die Industrieländer müssten ihre Importbeschränkungen lockern und darauf verzichten, hoch subventionierte Agrarprodukte zu Dumpingpreisen auf den Weltmarkt zu werfen. Doch es gibt keine Anzeichen dafür, dass die reichen Länder dazu bereit sind.

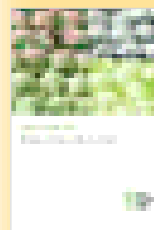
## Neue Info-Materialien

### Afghanistan-Broschüre

Afghanistan ist ein faszinierendes Land voller Gegensätze. Die Deutsche Welthungerhilfe engagiert sich dort bereits seit über zehn Jahren. Eine neue Broschüre beschreibt den Alltag in dem nach über zwei Jahrzehnten vom Krieg zerrütteten Land, stellt Menschen aus unterschiedlichen Regionen vor und natürlich die Arbeit der Deutschen Welthungerhilfe.



### Baumwolle – vom Luxusgut zur Billigware



Baumwolle wird schon seit mehreren tausend Jahren – vor allem in den Tropen und Subtropen – angebaut, versponnen und verwertet. Seit Mitte der 90er Jahre ist der Baumwollmarkt in einer Krise, die vor allem die Bauern im Sahel wirtschaftlich zu ruinieren droht. Ein Grund für den dramatischen Preisverfall auf dem Weltmarkt sind die enormen Subventionen, mit denen die Industrieländer ihre eigene Baumwollproduktion ankurbeln. Die Broschüre bietet interessante Hintergrundinformationen – vom Baumwollanbau bis hin zum Handel auf dem Weltmarkt.

### Studie zur EU-Entwicklungspolitik

Die Europäische Union ist der weltweit größte Geber von Entwicklungshilfe. Aber vergibt sie dieses Geld auch so, wie es in den im Jahr 2000 von allen Staatschefs vereinbarten Zielen – den „Millennium Development Goals“ – vereinbart worden ist? Zur Überprüfung hat die Welthungerhilfe gemeinsam mit ihren europäischen Partnerorganisationen der Alliance2015 die Studie „2015-Watch – Der Beitrag der EU zu den Millenniums-Entwicklungszielen“ (in englisch) in Auftrag gegeben, die am 1. Juli in Brüssel vorgestellt wird.

Alle Info-Materialien gibt es bei: Zentrale Informationsstelle,  
info@welthungerhilfe.de oder Telefon (0228) 22 88-134

### Impressum

Herausgeber: Deutsche Welthungerhilfe e.V., Adenauerallee 134, 53113 Bonn  
Redaktion: Ulrich Post (verantwortlich), Dr. Iris Schöninger, Reinold E. Thiel (ständiger Mitarbeiter), Wolfgang Wagener (MediaCompany Berlin GmbH)  
Telefon (0228) 22 88-128, Telefax (0228) 22 07 10  
Internet: www.welthungerhilfe.de  
E-mail: presse@welthungerhilfe.de  
Nachrichtendienste: IPS, FAO  
Layout: MediaCompany Berlin GmbH, Büro Bonn / Juan González  
Druck: Dierichs, Kassel  
Die Welternährung erscheint vierteljährlich.  
Die Herausgabe der Zeitung wird aus Haushaltsmitteln des Bundesministeriums für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft unterstützt. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.  
Nachdruck erwünscht mit Quellenangaben und Belegexemplar.  
Dieser Ausgabe liegt das Spender-MAGAZIN bei.

### Coupon

Bitte senden Sie die „Welternährung“ auch an:

Name \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ, Ort \_\_\_\_\_

Deutsche Welthungerhilfe e.V.  
Redaktion „Welternährung“  
Adenauerallee 134, 53113 Bonn  
Telefon (0228) 22 88-134  
Telefax (0228) 22 07-10  
E-Mail: info@welthungerhilfe.de

## Unterhaltung

# Rita Westend

UND IHRE FREIZEIT MIT HELFEN VON IHRER NANNI, DIE BEI DEN NANNIPLÄNDERN SEIN SCHULLEHRERIN FÜR DIE NANNIPLÄNDLER.



## Immer im Kreis herum

In diese Grafik sind 14 Wörter mit je sechs Buchstaben einzutragen, beginnend im nummerierten Feld und – bis auf zwei (kleiner Tipp: beide in der unteren Hälfte) – alle gegen den Uhrzeigersinn. Bei richtiger Lösung ergeben die markierten Felder von links nach rechts den Titel eines Artikels aus einem Dossier zu Frauen in der WELTERNÄHRUNG im Jahr 2003.

1			3		5		
			4				7
	2				6		
8	9		11	12	13		14
		10					

1. Indische Farbe?!
2. Erweitert sich nach Osten
3. Schwimmende Zugvögel
4. Geschwistertochter
5. Können aus Schweiß sein, aus Leder und aus Stoff
6. Das ist vielleicht ein Früchtchen!
7. Da spielen Affen Fußball und falsch fliegende Menschen landen im Netz
8. Dieses Wort drückt aus, dass Schießgewehr Krach macht
9. Kaukasier
10. Verschafft Überblick
11. Damit kann man mit dem Auto über's Meer fahren
12. Achtung! Gefahr!
13. „Bräute Jesu“
14. Symbole für revolutionäre Veränderungen in Portugal

Lösung:  
1. Indigo 2. Europa 3. Gänse 4. Nichte 5. Nähte 6. Banane 7. Arenen 8. Krake  
9. Arme 10. Empore 11. F(a)h(e) 12. Risiko 13. Nomen 14. Nelken  
LÖSUNGSWORT: Die unsichtbaren Kaempferinnen

## Neulich in... Rio de Janeiro

Von Wolfgang Kunath

Man könnte bis zum Ende seiner Tage in Brasilien leben, ohne all die kleinen Rätsel zu lösen, die der brasilianische Alltag aufgibt. Warum zum Beispiel packen Bauarbeiter den Bauschutt in kleine Plastikbeutel, bevor sie ihn zum Abtransport auf den Lastwagen packen? Wie kommt es, dass ein Volk, das so viel Sinn für Form, Format und Formalitäten hat, seine Großkopferten hartnäckig-anarchisch beim Vornamen nennt? Warum wird in Rio de Janeiro das „t“ als „tschi“ ausgesprochen, sodass man sich, wenn man zum Beispiel Herbert heißt, am Telefon besser gleich mit Herbertschi meldet, weil Herbert niemand versteht?

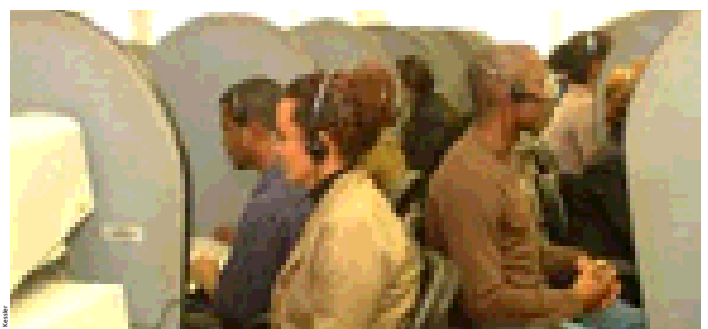
Das sind die netten, harmlosen Wunderlichkeiten des brasilianischen Alltags. Es gibt auch andere: Zwar ebenfalls harmlos, aber nicht nett, sondern unheimlich. Die treten immer dann auf, wenn Brasilien unheimlich modern sein will. Zum Beispiel, wenn man bei der Kabelfernseh-Firma Net anruft, die hier alle „Netschi“ nennen. Natürlich wird man erst mal von einer Tonband-Stimme begrüßt, und zwar so erfreut, als hätte die Stimme seit Tagen genau auf diesen Anruf gewartet. Dann ist aber sofort Schluss mit lustig: Der Automat will wissen, von wo man anruft. Dann fragt er, ob man über Kabelfernsehen oder schnelles Internet sprechen will, und so verzweigt sich das immer weiter. Aber irgendwann kündigt die Sprechmaschine an, nun mit „einem unserer

Kundenberater“ zu verbinden, und nachdem man in der Warteschleife noch fünf bis zehn Minuten Net-„tschi“-Werbung gehört hat, kriegt man tatsächlich das, was man wollte: einen richtigen Menschen.

Nach Feierabend sind die Kundenberater das wahrscheinlich auch: Menschen aus Fleisch und Blut. Aber solange sie in ihren Callcenter-Zellen stecken, müssen sie so tun, als wären sie Maschinen. Mit monotoner Stimme fragen sie ab, was sie wissen wollen, von den Namen der Eltern bis zur Steuernummer des Vermieters. Weil sie auf Höflichkeit dressiert sind, fügen sie stets den Namen des Anrufers ans Satzende. Und wenn sich das wirkliche Leben mal nicht ihren Vorschriften fügt? Dann heißt es schnell „Tut mir leid, das geht nicht. Auf Wiederhören, wir bedanken uns für Ihren Anruf, Herr Kunathtschi“.

Neulich habe ich bei der „Folha de Sao Paulo“ angerufen, weil ich die Zeitung umbestellen wollte. Dummerweise fiel mir das Wort Briefkasten nicht ein, und die Stimme sagte monoton: „Tut mir leid, ich verstehe nicht“. Aber dann wurde aus der Stimme plötzlich eine Frau: „Ach, meinen Sie uma caixinha pra cartas?!“ Ja, genau, uma caixinha pra cartas! – und wir haben beide herzlich gelacht. Manche Rätsel des brasilianischen Alltags lösen sich eben ganz leicht.

Wolfgang Kunath ist Korrespondent in Rio de Janeiro.



Mensch oder Maschine? Die dressierte Höflichkeit wechselt zum Glück manchmal zu echter Herzlichkeit.